

Das Kartenspiel

Viele müssen selber handeln, um etwas zu erleben. Mancher muß eine Reise tun, damit ihm endlich ein Herz begegnet. Andern wiederum stellt sich das Schicksal ganz unerwünscht und unverrückbar in den Weg. Man hat es innen, oder man hat es außen.

Noch gegen neun Uhr abends lag die Bruthitze des Juli schwer und schwül über Venedig. Wir sahen, mein Kollege
5 Koloman und ich, über die von Marmorwundern eingefasste Piazzetta, die sich vom Markusplatz aus zwischen dem Haus der Dogen und dem Palast des Königs nach dem Quai der großen Meereseinfahrt öffnet. Wir saßen vor jenem von Fremden seltener besuchten Kaffeehaus unter den Arkaden der alten königlichen Bibliothek vor einem blechernen Tischchen und tranken schwarzen und körnigen Kaffee aus den kleinen Tassen. Wie zwischen den Kulissen einer Bühne glitten die Gondeln und die großen Meeresschiffe im Ausschnitt der Piazzetta zwischen den Palästen vorüber.
10 Ein riesiger Dampfer neuester Konstruktion, in voller Beleuchtung seiner drei Stockwerke, schob eben langsam seine Spitze von rechts her über die Marmorkulisse der Libreria vor; zog mit kaum sichtbarer Bewegung seinen schwarzen Leib vorbei an den granitenen Säulen aus Syrien, auf denen der Markuslöwe und der heilige Theodor auf seinem Krokodil die Märchenstadt beschützen. Dann glitt das Schiff mit seinen Lichterreihen geheimnisvoll hinter die linke Kulisse unseres Ausblickes: den Dogenpalast.

15 Wir kannten das schöne Ungeheuer. Es war unsere ›Atalante‹, die von ihrer allerersten Fahrt aus Afrika zurückfuhr, und mit der wir selber eben von Tripolis über Malta und Bari zurückgekommen waren. Hier in Venedig war ein letzter Vergnügungsaufenthalt. Die ›Atalante‹ wechselte jetzt nur den Ankerplatz. Heute nacht noch – das heißt zwar morgen früh um drei Uhr – sollte sie uns nach Triest, den Ausgangshafen unserer Mittelmeerreise, zurückbringen. Dann war die Jungfernfahrt der ›Atalante‹ beendet. Wir beide, Koloman und ich, gehörten zu den eingeladenen Ehrengästen.
20 Morgen fuhr er von Triest nach Budapest zurück; ich nach Berlin.

Als Journalisten hatten wir Bericht zu geben von den Schönheiten und dem Glück einer solchen Fahrt ins Blaue. Wir rühmten die Palmen Afrikas, die Tempel der Akropolis, die Inseln der Nausikaa und der Kalypso: eine freundliche Odyssee ohne Abenteuer und ohne Schicksal. Wir hatten nur das Glück der Passagiere im Auge zu behalten und mit einer fröhlich singenden Feder weiterzuleiten. Wir übersahen gerne jedes private Schicksal, das diesem oder jenem
25 Schiffsgenossen über das Herz kriechen mochte – trotz allerschönstem Wetter und reichlichster Verpflegung. Doch bis auf den vornehmen alten Franzosen, Herrn Benoit, der sich über seine allzu junge Frau minütlich die eifersüchtigsten Sorgen machte, hatten wir unter den Passagieren nur lächelnde Gesichter gesehen. Wir hatten nicht zu klagen. Wir dienten beide der Freude, Herr Doktor Koloman vom ›Budapesti Hirlap‹ und ich von den ›Berliner Neuesten‹. Wir hatten wie fast alle andern Mitgenießer dieser Jungfernfahrt auf unserem schwimmenden Hotel zwei
30 Wochen lang den Alltag weggespielt aus unserem Bewußtsein. Wo blieb das Schicksal? Wo rasteten in dieser Zeit die Parzen?

Nur einmal war das Spiel des lächelnden, badenden, essenden und tanzenden Müßiggangs durch ein erregendes Ereignis unterbrochen worden. Ich meine nicht, wie wir in Korfu den Anker nicht mehr hoch bekamen, weil er sich zwischen unterseeischen Riffen festgebissen hatte, was zu zwei Stunden Verspätung und vielen albernen Fragen an
35 den Kapitän und die geduldigen Seeoffiziere Anlaß gab. O nein, die aufwühlende Szene, die mir da im Gedächtnis hochsteigt, erinnert nur an eine einzige Stunde Verspätung im Hafen von Tripolis, wobei die Seeoffiziere ihre Geduld ein wenig verloren, hastiger gingen und sich nicht ansprechen ließen. Denn das war die Sache mit dem Deserteur . . .

Aber auch dieses Erlebnis vor drei Tagen war längst wieder vom schönen Müßiggang in unserem Bewußtsein eingeschlüfert, lag wie ein Traum im fernen Afrika. Was ging uns dieser Deserteur an! . . . Nun saßen wir schweigsam
40 und träge an der nächtlichen Piazzetta; der Schweiß troff uns in dicken Tropfen in den Hals und Venedig spielte uns sein großartigstes Theater vor: das Kommen und Gehen seiner schwimmenden Meerese Gäste, die lautlos zwischen Inseln, Kirchen und Palästen unter dem Mondschein dahinglitten.

Da drehte sich der dicke Koloman nach rechts hinüber und sah durch seine runde Brille auffallend lange hinter sich, was angesichts des schweren Umfangs seines Leibes für ihn doch sehr ermüdend war, und sprach dann plötzlich:
45 »Kollege, sehen Sie den Kerl da – den müßten wir doch kennen – oder nicht?«

Ich folgte seinem Blick zum dritten Pfeiler der Arkaden hinter uns und erblickte auf wenige Meter hin den Mann in einem blauen Maschinistenanzug am Boden kauern. Es war ein von der Sonne fast schwarz gebrannter Italiener, mit kleinem Schnurrbart unter der starken Nase; und seine Augen rollten in Verwirrung, wie aufgeschreckt aus einer Ekstase, wenn er gelegentlich vom Boden aufsaß – so wie gerade jetzt auf uns. Aber schon bückte er sich wieder mit
50 einem raschen Ruck vornüber und starrte auf die Steinplatten.

Aber sein Starren war nicht sinnlos. Er blickte nicht etwa vor sich hin ins Leere. Er schien sich ganz eindringlich mit einer Sache auf dem Boden zu beschäftigen. Ja, da lag vor ihm ein Kartenspiel, in Reihen ausgebreitet, auf dem er wie

beim Wahrsagen oder Patiencelegen die Ordnungen hastig abzählte und neu sortierte. In seiner Hockerstellung beleuchtete die Laterne nur noch das rechte Profil des Kartenlegers, und man sah über der gebogenen Nase eine breite
55 Narbe, die wie ein dunkler Strich von der Stirnseite zum Backenknochen lief.

Noch einmal spähte der Mann ruckartig einen kurzen Augenblick zu uns hinüber und schob dann einen breiten Strohhut, der neben ihm gelegen hatte, auf den dichtbehaarten Kopf. Dann sah er nicht mehr auf von seinem Spiel. Hier störte ihn kaum ein Mensch in diesem verlassenen Teil der marmornen Arkaden der Piazzetta. Denn alles, was Beine hatte, spazierte nebenan auf dem Markusplatz und hörte das Konzert der Militärkapelle.

60 Ja, wo waren wir dem Mann bereits begegnet? Denn das war mir im ersten Augenblick gewiß, daß auch ich ihn schon gesehen hatte, aber wohl in ganz anderer Gestalt. Nicht mit dem dunkeln Bartansatz am Kinn. Nicht in dem blauen Monteuranzug, nein. Auch nicht mit einem breitrandigen Knabenstrohhut, o nein. Aber die Narbe – ja, an die Narbe erinnerten wir uns beide – kam damals unter einem Tropenhut hervor, einem Helm mit militärischen Kokarden. Wo war es nur gewesen? Selbst dieses Kartenspiel am Boden – auch dieses glaubten wir zu kennen. Doch damals waren
65 es keine Spielkarten zum Wahrsagen, o nein. Es waren andere Karten und Lose des Schicksals. Das war doch . . . Koloman und ich blickten uns wissend an. Wir wußten beide im gleichen Augenblick und nach den gleichen blitzhaften Gedanken-Reihen ganz plötzlich Ort und Zeit und Szene, wo wir den Mann da zu placieren hatten.

»In Tripolis – der Deserteur«, sagte ich.

Koloman nickte bejahend.

70

Es war vor drei Tagen. Wir lagen um vier Uhr nachmittags noch im Hafen von Tripolis. Unsere jungfräuliche ›Atalante‹ machte schon Dampf, um in einer guten Stunde wieder in See zu stechen. Die meisten Passagiere waren
75 vom Landausflug an Bord zurückgekehrt und warfen sich erschöpft und zerschlagen von der afrikanischen Glut auf den nächsten besten Liegestuhl. Der junge griechische Attaché Meopolos legte ein Kissen unter den schönen Rücken der blonden Lily, während ihr angeblicher Gatte, der Professor Forest, sich leider nicht sofort in einen Sessel fallen lassen durfte, weil ihn der zapplig-nervöse Schriftsteller Gangliese in einem literarischen Zwangsgespräch festhielt. Die immer lustige Lebedame Jenny Alden-de Montujo fächelte sich Kühlung zu und vergaß trotz ihrer Ermattung
80 nicht, auch ihrem kleinen Affen, den sie soeben von einem Araber gekauft hatte, ein frisches Lüftchen zuzuwehen. Schwerreiche, dicke Herrschaften, wie da die Willis aus Frankfurt oder die Kowalskys aus Lemberg, lagen wie tot vor Faulheit auf ihren Zelttuchbetten und schlürften Limonade. Italienisch, deutsch, französisch und ungarisch parlierte es unter den feinen Luxuspassagieren.

Aber man hörte auch Arabisch. Denn auch ›das Volk‹ war da. Dicht gedrängt und in vergnüglichem Gerede wandelten
85 nämlich die Eingeborenen und Kolonisten aus der Stadt Tripolis an uns vorbei; eine glückliche Auswahl derer, die der Erlaubnis zur Besichtigung des neuen Dampfers zur Feier seines ersten Halts in Afrika gewürdigt worden waren und nun mit großen Augen und Gesten den Wunderbau beäugten und bestaunten. Männer im Fez, im Turban und im weißen Burnus, italienische Beamte mit ihren Frauen und mit festlich gekleideten Kindern. Kapuziner verkauften ihre Heiligenbildchen. Soldaten, weiße und schwarze, befragten eifrig die Matrosen über Takelwerk und Maschinerie.
90 Durch alle Korridore, über alle Treppen, durch die Speisesäle, Mannschaftskabinen und Maschinenräume, überall in dieser schwimmenden Stadt spazierten die bunten Züge in feiertäglicher Entspannung. Denn es war Sonntag, und zwischen den Minaretten der Gurgi-Moschee und den Kuppeln der Dschama-el-Bâscha läutete vom Turm der Santa Maria degli Angeli eine helle Christenglocke herüber zum Schiffe, über das ultramarin gefärbte Wasser der Bai. Auf dem alten Kastell am Strand und auf dem Gouverneurpalast wehten die Fahnen Italiens zur Ehre der Jungfernfahrt der
95 jungen ›Atalante‹ – die noch kein Schicksal in sich trug.

Der behäbige Koloman lehnte neben mir an der Reling, und wir schauten wie aus dem höchsten Stockwerk eines Hauses auf das Getriebe am Kai, sahen den schwarzen Lastträgern zu, oft greisen Negern, deren weißes Haar grotesk auf den schwarzen Köpfen leuchtete. Schlanke Araberknaben tauchten nach Münzen, die man ihnen zuwarf, und wie im Märchen riefen sie sich die Namen Mohammed oder Jussuf zu. Kinder und alte Leute mit grauen Bärten winkten
100 und schrien zum Oberdeck hinauf, wo sie Bekannte grüßten und beneideten, die glücklicher als sie, den Ausweis zur Besichtigung des Jungfernschiffes erhalten hatten.

»Sie sind wie Kinder, auch die Großen«, lächelte der gutherzige Koloman und fuhr sich über den Schnauzbart zwischen seinen dicken Backen. »Wir Vierziger aus Europa sind schon sehr würdevoll und abgestumpft wie Greise vor diesen schreienden siebzigjährigen Jünglingen.«

105 Ein Zug von italienischen Kolonisten jeden Alters formierte sich am Landungssteg zu irgend einem Abschied. Man sang ein lustiges Lied in raschem Rhythmus. Die Dampfsirene gab dazwischen ein erstes Zeichen der

Fahrtbereitschaft. Man mußte sich sputen mit dem Feiern. Das brachte noch mehr Bewegung unter das tummelnde Volk.

Ich sagte: »Die haben noch das Paradies in sich, diese südlichen Kinder. Die leben nicht mit soviel Kopf – wie wir
110 Nervösen zwischen Paris und Budapest. Die leben durchs Blut hindurch nur mit dem Herzen . . . Sie haben das Paradies noch nicht verloren.«

»Ja, ja, das Paradies – so zwischen Löwen, Schlangen und verbotenen Äpfeln und einem Engel mit dem Schwert«, entgegnete der kluge Koloman. »Aber dafür haben sie auch noch die ganze Hölle im *Herzen*.«

»Wir haben dafür die Hölle im *Gehirn*«, meinte ich.

115 »Aber das Gehirn mit seinen vielen klugen Windungen weicht der Gefahr des Herzens aus und ist ein Schutzmann unseres Schicksals. Wir Klugen können vor der Katastrophe immer noch umkehren.«

»Aber der Schmerz des Herzens, mein lieber Koloman, ist schließlich vom Verstand nicht wegzureden.«

»Doch er beredet unser Herz mit Logik bis zur Narkose der Empfindungslosigkeit. Er hilft zur Flucht vor dem totalen Einsatz unseres Blutes und unseres Lebens. Es gibt für uns, mein lieber Herr Kollege, keine ›Tragödie‹ mehr;
120 jedenfalls nicht den fünften Akt der Katastrophe. Denn im vierten haben wir bereits den klügsten Kompromiß geschlossen mit dem Schicksal.«

Der Dampfer tutete ein mächtiges Signal. Die Schiffskapelle spielte. Das Geschrei der Menge wurde noch lauter vor fröhlicher Erregung.

»Aber diese im Paradies des Herzens« – und Kolomans Hand wies in das bunte Wirrsal von tausend Menschenleibern
125 – »die da sind unbewehrt und unbeschützt vor jeder tragischen Dummheit, und sie erliegen restlos der ›Hölle ihres Herzens‹. Wir aber, wir Klugen, wir kennen das Schicksal nur noch von außen her – als den tödlichen Ziegelstein, der uns vom Dach zufällig auf den Kopf fällt – aber wir erleiden es nicht mehr aus dem Schmerz des Herzens, der tötet – so wie diese Kinder.«

So sprach er; beinahe mehr für sich als für mich. Und wir schwiegen. Was ging uns auf der glückseligen Insel des
130 Luxusdampfers ›Atalante‹ das ›Schicksal‹ an? Nichts, rein gar nichts.

Da pochte eine Hand auf meine Schulter, und eine heisere und leise Männerstimme sagte: »Signore«.

Wir blickten beide auf. Zwei Soldaten in Kakiuniform standen vor uns; nach ihrer undienstlichen und bequemen Haltung ganz offenbar auch Schiffsbesucher aus der Stadt, die sich die ›Atalante‹ ansehen wollten. Sie waren beide
135 von Mittelgröße, grüßten kurz und machten ernste und verlegene Gesichter.

Der eine, der mich angetippt hatte, sah mir mit seinen schwarzen Augen durchdringend ins Gesicht und blickte dann auch schräg zu Koloman hinüber, so daß bei diesem Seitenblick das Weiße seiner Augen übermäßig stark hervortrat. Unter seinem Tropenhelm zog sich eine dicke Narbe wie von einem Säbelhieb in seine Backe. Er hielt ein Päckchen von etwa zwanzig Ansichtskarten in der einen Hand, und in der anderen einen Brief, dessen letzte Seite mit der
140 Unterschrift er mir aufdringlich vor die Augen hielt. Dabei zitterte seine magere Hand.

»Tedesco?« fragte er. Und sein Kamerad fügte mit stockendem Tonfall hinzu: »Deutscher Mann? – Vienna – Wien?« Vier Augen sahen uns flehend an.

Vor dem leidenden, tragisch gestempelten Gesicht des etwa zweiundzwanzigjährigen Soldaten wagte ich nicht, den allzu nah an meine Augen gestreckten Brief hinwegzuschieben. Diese aufdringliche Gebärde kam nicht aus Frechheit,
145 sondern aus der kindlichsten Überzeugung dieses Mannes von der ungeheuren Wichtigkeit seines Vorhabens; oder vielleicht gar aus dem Mut der Verzweiflung. Wir beide, Koloman und ich, lasen in der übergroßen Handschrift eines im Schreiben nicht geübten Menschen den Namen: »Marischka Karpath, z. Zt. Wien. Alser-Bier-Kabarett.«

»Dove? – wo?« fragte der Soldat, und seine Stimme drang ihm vor Erregung zitternd aus dem Munde.

Ich schüttelte den Kopf, um anzudeuten, daß mir Marischka Karpath leider nicht bekannt sei. Er schien diese Antwort
150 erwartet zu haben. Er nickte unsäglich traurig mit dem Kopfe, und seine Augen sagten vorwurfsvoll: »Ja, ja . . . ich weiß . . . niemand will Marischka kennen.« Eine kleine Gruppe von Reisenden, denen er wohl bereits den Brief vergeblich gezeigt hatte, war ihm nachgefolgt. Auch unsere Puppenfee, Jenny Alden-de Montujo, und der Schriftsteller Gangliese aus Berlin stellten die neugierigsten Fragen an den Verzweifelten. Aber eine Antwort wußten auch sie nicht. Da gab er den Zettel seinem Kameraden, der die Frage ›Deutscher Mann?‹ gestellt hatte, und breitete
155 sein Ansichtskartenpaket in Fächerform vor unseren Augen auseinander. Er zeigte die Bilderreihe stumm im Kreise herum und lauerte mit seinen unseligen Augen auf das bejahende Nicken irgend eines Passagiers, der dieses Wien und damit denn wohl auch Marischka kannte.

Da sahen wir auf zwanzig Photos diese Maria Karpath in allen den charmanten Posen, mit denen die Diva eines Bierkabarets ihre Gäste von der Bühne her entzückt. Es war ein überblondes, wellenhaariges, unshlanke Geschöpf; mit starken Busenkugeln in dem korsettierten Mieder mit den Husarenschnüren. Da stand sie auf dem einen Bild salutierend in Achtungsstellung, kniff ein Auge zu und blitzte mit dem andern. Oder sie saß als ein kleinköpfiger, stupsnasiger Kavallerist rittlings auf einem Stuhl; und man sah die Feder auf ihrer winzigen Pelzmütze wippen und hörte die Reitpeitsche sausen, mit der sie dem hölzernen Pferd den Antrieb gab. Aber Marischka trat nicht nur als uniformierte Amazone auf, sondern ihre vielseitige Weiblichkeit offenbarte sich milder im glitzernden Taffethemde eines Engels, über dessen wolligem Haarhaupt ein sechszackiger Stern sich aus einem kunstvollen Drahtgerüst erhob. In einer neuen Szene erblickte man Fräulein Karpath vor der Kulisse des rauchenden Vesuvs ein Glas Champagner trinken. Oder man sah sie mit hoch übereinandergeschlagenen Beinen in einem gemalten Palmenhaine sitzend die Mandoline meistern. Andere Bilder enthüllten reichlicher die stramme Schönheit ihres Körpers. Man überraschte sie in Dessous, die ihre Beine zwischen Babysöckchen und Höschen auf eine schöne Strecke unbekleidet ließen. Und auf einem besonders eindrucksvollen Bilde erschien sie gleichsam nackt in einem Trikot, bei dem nur eine samtene Schamhose die Lineatur der vollen Hüften unterbrach. Hier zeigte sie sich unverkennbar als die ›Liebesgöttin‹ in Person. Denn in der rechten Hand hielt sie ein goldenes Papierherz, das von einem Pfeil durchbohrt war; und auf ihrem linken fetten Arm spielten zwei ausgestopfte Tauben ein Liebespiel. Marischkas runde Augen blickten dabei mit schwerverhaltener Sinnlichkeit seitlich auf das gefiederte Paar.

»Marischka . . . artista . . . Künstlerin«, murmelte der Soldat und wies Bewunderung heischend mit dem Finger auf die Bilder. Aber wir alle wußten es ja schon, daß diese Künstlerin mit Marischka identisch war, weil unter allen Photos ihr voller Name ›Karpath Marischka‹ stand. Die Karte mit der Liebesgöttin trug sogar die deutsch-italienische Widmung: ›Meinem geliebten carissimo Toto für jederzeit in Amore von seiner treuen Marischka.‹

»Marischka«, stöhnte der Soldat, der also Antonio hieß und von der Geliebten nur mit dem kürzeren Namen Toto gekostet wurde. Er zeigte den Fächer mit den arg beschmutzten und vergriffenen Bildern der Geliebten immer wieder in der Runde. Auch den Brief hielt er im Weiterschreiten neuen Menschen unter die Augen. »Vienna? – Wien?« stammelte er trostlos und verzweifelt in die Luft und blickte von einem zum andern. Koloman sagte zu ihm auf italienisch: Er solle ihr, dem Fräulein Karpath, doch an die angegebene Adresse schreiben. Toto blickte ihn nur stumm und stumpf an.

Aber der deutsch sprechende Kamerad zeigte auf das Datum des Briefes, das schon vier Monate zurücklag; und er erklärte auf italienisch: Toto habe schon dreimal geschrieben, aber seit März habe er nichts mehr von ihr gehört. Ob niemand den Namen Karpath kenne? Obwohl Ungarin, singe sie in allen Sprachen, aber sie spreche nur deutsch. Sie sei als Künstlerin in Tripolis aufgetreten; sechs Wochen lang. Dann mußte sie wieder mit ihrer Gesellschaft nach Venedig und Triest. Von dort, versprach sie, zu Toto nach Tripolis zurückzukehren. Aber sie sei dann, wie der Brief es ja erkläre, nach Wien gefahren – und seither verschollen. Er aber, Toto, sei Soldat und könne also nicht fort von hier. »Molto innamorato – furchtbar verliebt – il mio amico.« Und während Toto schon mit seinem Kartenpanorama zu den nächsten Fremden lief, lächelte sein Kamerad mit einem entschuldigenden Blick auf Koloman und mich und machte mit der Hand eine Gebärde nach dem Kopf, die andeutete, daß es um die Vernunft bei seinem armen herzkranken Freunde nicht gut bestellt sei. »Was kann man machen, wenn das Herz krank ist?« Dann salutierte er kurz und lief seinem Kameraden Toto nach.

Aber was war das? In diesen, wehrloser Lethargie verfallenen, müden, stumpfen Toto war plötzlich Bewegung gefahren. Mit einem Ruck hatte er den Kreis der Zuhörer durchbrochen. Der Kamerad rief: »Toto!« Aber der hörte nicht. Da lief er wohl schon zehn Schritte vor uns her im Gedränge der vielen Schiffsbesucher, die soeben von den Matrosen zum Verlassen des Dampfers angewiesen wurden. Denn die Sirene tutete wieder ihr ohrenbetäubendes Signal. Toto folgte nicht den Gruppen zur Ausgangstreppe, die nach dem Fallreep führte. Er schob sich rasch gegen den Menschenstrom auf ein ihm ganz bewußt erstrebtes Ziel zu. Seine weit aufgerissenen Augen starrten geradeaus. Der Mund war vor Erregung geöffnet.

Da hinten an der Treppe, die zur Steuermannskabuse hinaufführte, sah man Monsieur Benoit, den immer mürrischen Franzosen, einen sehr langen eleganten Herrn von über sechzig, mit weißen Knebelbärtchen alten Stils; und neben ihm, wie immer streng behütet, stand seine neunzehnjährige zarte Frau Hélène – ein Paar, über das sehr oft gelächelt wurde, wenn man am Barbüfett die Fahrtgenossen kritisierte.

Auf diese junge, mehr durch ihre Eleganz als durch besondere Schönheit ausgezeichnete Person schoß Toto, alles brüsk hinwegdrängend, in gerader Linie los; und ohne einen Blick auf den empörten Gatten, ergriff er die Ahnungslose am Arm und schrie laut und grell »Sorella!«

Alles erschrak. Der alte Franzose, mit rotem Kopf vor Wut, suchte ihn vergeblich zurückzuzerren. Die Frau blieb sprachlos vor Angst. Aber bevor die heraneilenden Stewards und der Kamerad ihn packen konnten, umarmte Toto die kleine Dame brüsk mit beiden Armen und schrie ihr ins Ohr: »Vienna? . . . Kabaret? . . . Artista . . . dov'e la sorella?« . . .

Bei Gott, er rief nicht ohne Grund ›Sorella‹. Denn Sorella heißt ›Schwester‹ – und die Französin hatte nicht nur auf
215 den ersten Blick eine gewisse Ähnlichkeit im Typus der Marischka Karpath. Feinere Unterschiede nach Ausdruck und
Gehaben zwischen einer Tingeltangel-Chansonette und einer sogenannten Dame waren für die Menschenkenntnis
Totos nicht vorhanden. Im Glanz ihres Husarenkostüms und des Engelhemdes war die wahre Marischka ihrer feinen
›Schwester‹ an Schönheit und göttlicher Weiblichkeit weit überlegen. Aber da hatte er nun die Sorella – Fleisch vom
Fleische der Geliebten – als wär's ein Stück von ihr – hielt sie in seinen Armen – ein Pfand, die Verlorene wieder zu
220 gewinnen.

»Vienna?« gellte es über das Schiff; und zwischen den zusammengebissenen Zähnen stöhnte Toto immer noch
›Marischka‹ – als ihn schon acht Hände von der zu Tode erschrockenen Französin zurückgerissen hatten. Aber
während man den Tobenden, der sein Kartenpaket noch immer mit der einen Hand umkrampfte, zu bändigen suchte,
und der erste Offizier mit zwei Matrosen heranstürmte, riß und biß sich Toto los und rannte nach dem
225 Backbordgeländer, wohl um sich ins Meer zu stürzen. Dort aber warfen sich ihm zwei Stewards entgegen. Da zog er
sein Seitengewehr und bog keuchend nach dem offenen Eingang der Bar ein; stieß den dort wild gestikulierenden
Franzosen zur Seite; flog in katzenschnellen Sprüngen durch den Tanzsaal und von dort zur linken Abstiegstreppe.
Ein Trupp von Uniformen ihm nach . . . Treppen hinunter . . . immer tiefer . . . Aber sie erreichten ihn nicht. Er war
verschwunden – im Maschinenraum? – im Kohlenbunker? Niemand weiß es.

230 Alle Ausgänge wurden bewacht. Von jeder Reling verhinderten Karabiner-Posten von vornherein eine Flucht ins
Meer. Signale wurden ans Land gegeben. Eine Militärabteilung erschien auf dem Schiff. Systematisch durchsuchte sie
alle Gänge. Die Abfahrtszeit war da; aber man wartete noch auf den möglichen Fang des Deserteurs. Kein Mensch,
außer dem alten Monsieur Benoit, wünschte ihm die Entdeckung. Die impulsive Lebedame Jenny vergaß sogar für
zwei Minuten ihren Affen und schlug dem Baron Holt und dem Professor Forest vor: »Wir wollen ihn retten!« Der
235 Schriftsteller Gangliese, der immer zuhörte, wenn andere sich unterhielten, fand es aber als ›Beihilfe zur Flucht‹ viel
zu gefährlich. Aber ›sonst‹ hätte er ihm gerne geholfen, meinte Gangliese. Selbst Totos eigentliches Opfer, die kleine
Französin Hélène, bedauerte das Unglück ihres Attentäters und sagte zu den Umstehenden: »Ce pauvre homme«.
Totos soldatischer Kamerad lief achselzuckend von Gruppe zu Gruppe und klagte: »Terribile – l'amore«. Dann las er
an der Stelle des Tumultes den Brief Marischkas auf, der Toto denn doch entglitten war. Auf dem Fluchtwege zur Bar
240 fanden sich noch drei Ansichtskarten mit dem Bilde der verlorenen Geliebten. Aber das Hauptbild mit dem
durchpfeilten Herzen und den beiden Tauben war nicht dabei. Es war für Toto gerettet – das Idol.

Aber wo war er? Nach einer Stunde Wartens, es war nun sechs Uhr, verließen die Hafenzwischenwache und die
Militärabteilung den Dampfer. Man würde den Kerl in Malta oder Bari oder spätestens in Venedig kriegen. Ja, in
Venedig . . . Das Schiff stöhnte mit seiner Dampfsirene eine langgezogene Klage aus über den Mißerfolg der Häscher.
245 Oder war es die Klage über den Verzweifelten, der irgendwo zwischen Kohlenhaufen in der Schwärze der
Schiffshölle lag? Aber wer deutet die Klage und den Ton des Schicksals, wenn es aus einer Dampfsirene stöhnt? »Ce
pauvre homme«, wiederholte die Französin . . . »Armer Teufel«, meinte Koloman, »sein Herz ist stärker als sein
Verstand« . . . Aber der erste Steuermann stand stramm vor dem erregt parlierenden Monsieur Benoit und sagte
überlegen lächelnd und begütigend: »On l'arrêtera à Venise – spätestens in Venedig.«

250

Aber da saßen wir nun, Koloman und ich, in eben diesem Venedig und sahen – es war kein Zweifel möglich – sahen
Toto unter den Arkaden der königlichen Libreria kauern – tief gebeugt über die Lose seines Schicksals. Denn was wir
255 als Spielkarten angesehen hatten – das war nichts anderes als die zwanzig Visionen von Marischka Karpath – der
Liebesgöttin und Herrscherin über Totos unbewehrtes Herz . . . auf Leben und Tod.

Eben blickte Toto wieder scheu zu uns hinüber. Der Strohhut beschattet sein Gesicht vor der Laterne. Er spürt, daß
wir über ihn reden. Er wirft die Karten zusammen, schlägt ein Kreuz darüber, küßt den Kartenblock, steckt ihn in die
260 weite blaue Leinenhose und will sich erheben.

Da stehen wir beide auf, im gleichen Impuls. Wir wollen ihm helfen. Wie? das wissen wir nicht. Schon sind wir bei
ihm. Toto rafft noch mit der einen Hand ein kariertes Plaid vom Boden auf; mit der anderen Hand greift er in die
Hosentasche. Hat er dort eine Waffe? Aber seine Bewegungen sind langsam. Er will offenbar nicht auffallen durch
eine rasche Flucht, denn er hält uns stand, die Hand aber fest an seiner verborgenen Waffe, und schaut von unten her,
265 kaum kenntlich unter dem tief gezogenen Hut, in unsere Gesichter.

»Zigarette?« fragt Koloman und drückt ihm zur sofortigen Beschwichtigung der Angst gleich ein Paketchen
›Macedonia‹ in die Hand.

Die Hand nimmt mechanisch.

270 »Feuer?« fragt mein ungarischer Freund. Er spricht viel besser italienisch als ich und ist also naturgemäß der Wortführer. Schon hat er auch ein Streichholz angesteckt, und der Mann nimmt hastig eine Zigarette aus dem Päckchen und saugt gierig die Flamme ein. Das bißchen Tabakrauch mag wohl das erste sein, was er seit drei Tagen zu sich genommen hat. Sein Gesicht ist hohl und abgemagert bis auf die Knochen.

Koloman weist zu unserem Kaffeetischchen und sagt: »Kaffee? . . . Essen?«

275 Eine hastige Gebärde des Erschreckens ist die stumme Antwort. Toto sieht mißtrauisch zum Kellner hinüber, der unseren Tisch soeben abräumt. Er nimmt sein Plaid über die eine Schulter und wendet sich von uns mit einem kaum hörbaren »Addio«. Schon ist er drei, vier Schritte weg von uns; läuft unter der Arkade in der Richtung zum Markusplatz.

Wir gehen ihm eilig nach. Koloman schnauft dabei heftig ob seiner Belebtheit. »Sie kennen uns doch«, sagt er so gütig, als er kann.

280 Der Mann schreitet weiter.

»Sie sind doch Toto!« stellt Koloman fest, und sucht dann durch die Anrede mit ›Du‹ Vertrauen zu erwecken: »Wir wollen dir helfen, Toto.«

285 Da stutzt er, dreht den Kopf herum, winkt uns ab mit der Hand und geht bis zum Eckpfeiler der Arkade am großen Platz. Hält aber wieder an, weil ihm hier zu viel Licht und viel zu viele Leute sind. Jetzt will er quer an uns vorbei, schräg über die Piazzetta.

Da ruft ihm Koloman leise zu: »Vienna – Marischka«.

Das Zauberwort schlägt ein. Er steht. Das Gesicht hält er im Schatten gegen die Laterne. Das Plaid hat er trotz der Hitze über beide Schultern geschlagen und zieht es vorne zu mit beiden Händen. Denn die eine Hand steckt nicht mehr in der Tasche und hält die von uns vermutete Waffe nicht mehr fest.

290 »Marischka?« fragt er leise. »Wo?« Seine Augen blitzen wieder fast weiß vor Gier und Sehnsucht aus den Schattenhöhlen.

»Ich fahre auf der Rückfahrt von Triest über Wien«, erklärt ihm Koloman, »und ich werde auf der Polizei nach Marischkas Adresse fragen.«

»Polizei?« ruft Toto erschrocken. »Nein, ich werde die Sorella fragen, die Schwester. Darum bin ich hier.«

295 »Es ist ja nicht die Schwester, guter Toto«, sagt Koloman. »Es ist eine Französin aus Paris. Sie weiß nichts von Marischka.«

»Doch, es ist die Schwester . . . Sie hat mir viel erzählt von ihrer Schwester in Paris . . . Auch Marischka war einmal in Paris«, versetzt er mit starrem Ausdruck.

»In Paris gibt es drei Millionen Menschen – viele Marischkas – und sehr viele Schwestern.«

300 »Aber es gibt nur eine Marischka«, beharrt er finster.

»Sie kennt dich aber ja gar nicht, die Sorella.«

»Aber ich kenne sie!« Sein Starrsinn trotz jeder Logik.

»Bist du ganz sicher, Toto?« Koloman fragt mit seiner wärmsten und eindringlichsten Stimme.

305 Toto senkt den Kopf. Seine Brauen berühren sich vor angestrengtem Denken. »Es kann nicht anders sein – ich habe ja die Bilder. Ich will sie ihr zeigen, wenn der Franzose weg ist. Dann werde ich mit ihr sprechen.«

»Aber um Gotteswillen, wo willst du sie denn sprechen? Auf dem Schiff wirst du sofort gefaßt und eingesperrt.«

Er blickt jäh um sich. Dann sagt er grimmig: »Ich werde nicht gefaßt!« Und wieder greift er mit der Hand in seine Tasche, besinnt sich aber und zeigt die Waffe nicht. »Ich spreche sie nicht auf dem Schiff.«

»Aber wo denn?«

310 »Alle Passagiere spazieren in Venedig. Alle fahren in der Gondel von der Piazzetta ab. Ich werde sie sehen.«

»Und der Mann? Der Franzose?«

Totos Hand zuckt wieder nach der Tasche. Aber er schweigt und senkt den Kopf vor uns.

»Wenn sie aber zuerst durch die Merceria zum Rialto spazieren, Toto, und dort die Gondel nehmen?«

»Ich bin Venezianer. Ich weiß, wie die Fremden gehen.« Es lächelt kaum merkbar aus seinem verhärmteten Gesicht.
315 »Hier, an der Ecke der Piazzetta, kommen sie alle vorbei, alle. Ich habe alle gesehen, die hier zum Molo gingen. Die Schwester muß auch kommen. Ich werde die Sorella sprechen. Sie muß . . . Ich muß.« Sein Gesicht wurde eisern.

Da war nicht anzugehen gegen die Gewißheit eines Mannes, der sein Schicksal will. In jedem Fremden sah er einen Boten aus Vienna und eine Brücke zu Marischka. Die vage Ähnlichkeit irgendeiner Frau mit der Geliebten ward ihm zur Illusion der Rettung aus allerhöchster Not. Sein gewollter Glaube an die ›Schwester‹ war nicht zu erschüttern.

320 Da gab mein guter dicker Freund die Überredung des Schicksals auf. »Willst du nicht etwas essen«, fragte er.

Toto zögerte. »Ich muß aufpassen.«

»Hast du Geld?«

Er verneinte.

»Willst du dir nicht da drüben bei dem Straßenkoch eine warme Frittura kaufen?«

325 Er blickte hinüber zu den Lauben des Dogenpalastes, wo der weiße Karren des Kochs stand. Der Hunger wütete in seinen Eingeweiden. Er nahm ohne hinzublicken das Geld, das wir ihm gaben, rückte das Plaid bis unter den Hut und lief schnell über die Piazzetta. Wir sahen noch, wie er in einer Tüte die Frittura empfing. Dann verschwand er im Dunkel der Bogengänge des Palastes. Aber wir wußten, daß er ganz sicher in der Nähe blieb – wegen der ›Sorella‹.

330 Koloman und ich blickten uns ratlos an. Was war hier zu tun? Einem Deserteur zur Flucht nach Wien verhelfen, das wollten und wagten wir nicht. Auch wäre die Suche nach der durch ihren Beruf wohl sehr beweglichen Maria Karpath für einen armen Teufel von Totos geringem Verstande vollkommen aussichtslos. Wir konnten ihm Geld zum Essen geben. Wir konnten ihm raten, sich doch am besten freiwillig bei seiner Truppe zu stellen, um einer schwersten Strafe vorzubeugen. Wir konnten und mußten ihn namentlich von der Verrücktheit abhalten, noch einmal die Szene mit dem
335 Franzosen sinnlos zu wiederholen – oder durch eine wahnwitzige Tat gar noch zu steigern. Denn Totos rascher Griff nach der Waffe bei der Erwähnung des Gatten der ›Sorella‹ kam uns bedenklich vor. Hatten wir nicht die Pflicht, die Franzosen zu warnen vor diesem Wahnsinnigen aus Liebe? . . . Aber den Toto wollten wir auch nicht verraten. Denn der Franzose verstand hier keinen Spaß. Vielleicht ließ sich mit der jungen Frau etwas vernünftiger reden. Man konnte sie bewegen, sofort aufs Schiff zurückzukehren, ohne daß man von Totos Standort irgendetwas sagte. So mischten wir
340 uns denn unter die Spazierer-Gruppen, die im ovalen Kreis um die Musikkapelle den Markusplatz umwandelten. Hier trafen wir wohl all unsere Fahrtgenossen von der ›Atalante‹, und damit auch den Monsieur Benoit und seine kleine Frau . . .

Dann wollten wir ein bißchen gegen das Schicksal spielen, wir Halbgötter. Doch wir begriffen nicht in unserer großen Intelligenz, daß das berühmte Schicksal ja gar nicht mit sich spielen läßt, sondern daß es mit uns spielte. Und dieses
345 Schicksal saß mit geheimnisvoller List, vollkommen unsichtbar und unfäßbar in seiner grauenhaften Macht, im Herzen eines armen Infanteristen – dort drüben an der Piazzetta. Wir aber, Koloman und ich, wir suchten es bei der Musik am Markusplatz.

350

Unsagbar feierlich hallten die A-dur-Klänge des Lohengrin-Vorspiels über den Riesenraum des Platzes. Die meisten Gruppen blieben stehen unter der Andacht dieser Himmelstöne, die sich wie singende Lüfte und klingende Wolken von oben her in das marmorene Gefäß des Wunderplatzes niedersenkten. Der Mond stand hoch neben der Spitze des Campanile. Die Kuppeln des Markusdomes blinkten grell in die Nacht. Alles war Schönheit und glückseliger Ernst in
355 dieser Märchenwelt zu dieser Stunde. Wo war hier Drohung? Wie mochte sich das sogenannte Schicksal einmischen in den Frieden der festlich gestimmten Menschen?

Die Musik verklang in höchsten Engelsstimmen. Erst nach Sekunden brach das Bravo und Klatschen der Leute los. Dann bewegte sich der Corso wieder im Kreise. Wir gingen gegen die Hauptrichtung der Spazierer, um den Gesichtern von vorne zu begegnen. Wir suchten den Franzosen. Sehr lang und hager wie er war, mußten wir ihn sofort
360 entdecken, wenn er uns hier entgegen kam.

Aber als die ersten von unseren Schiffsbekanntten sahen wir, am Arm des Baron Holt und ihren kleinen Affen auf der Schulter, unsere putzig elegante Jenny Alden-de Montujo, die überall im Schiff zu Hause war, die hundert Menschen kannte, vom Kapitän bis zum Zigarrenboy, und deren Neugier um jedes Schicksal wissen wollte – nur um ihr eigenes nicht. Sie hatte, wie wir wissen, Toto sofort retten wollen, nach jener Szene auf dem Dampfer – und später dann den
365 gemäßigeren Plan geäußert, nach Wien zu fahren und Marischka mit allen Hilfen eines Detektivbüros zu eruieren.

Jenny hatte nichts zu tun, und ihr heiteres Herz schüttete viel Geld für jedes Abenteuer so sorglos aus, als wäre es das Füllhorn der Fortuna. Am nächsten Tag aber hatte sie Toto vergessen – denn andere Schicksalsfälle drängten im Kino ihres beweglichen Herzens nach. Nun lief sie mit ihrem Baron um den Markusplatz, warf strahlende Blicke, ließ ihren Affen allgemein bewundern und grüßte Koloman und mich so freudig, als wären wir ihre allernächsten und geliebtesten Vettern.

Sie ahnte nicht, die gute Jenny, daß Totos Herz noch keine hundert Meter weit von ihr entfernt sein Schicksal heranzief. Sie lief vorbei an der Piazzetta und lachte laut zum Mond hinauf.

Da kam uns auch der verrückte Gangliese entgegen, der ältliche und völlig unbekannte Schriftsteller, mit seiner Hornbrille und der großen Nase; der Mann, der immer von der ›eisernen Arbeit‹ sprach und selber keine Arbeit kannte. »Ich fahre nicht mehr nach Triest. Ich fahre gleich von hier direkt Berlin. Meine Arbeit wartet. Mein Roman will mich haben.« Und er nahm gleich Abschied von uns Brüdern seiner Fahrt und schoß auf andere Gruppen los, um weitere kurze Abschiedsfeste dieser Art zu feiern. »Arbeit . . . Arbeit . . .« hörte man sein Organ über dem Markusplatz. Sein Roman war sein papierenes Schicksal. Er lebte vom Klang der Worte, nicht von ihrer Wirklichkeit . . .

Doch drüben an der Ecke des Dogenpalastes pochte ein wirkliches Herz, das weder klingen noch denken – nur leben oder sterben konnte. Gangliese ahnte es nicht. Er war ein Schriftsteller . . .

Ha, natürlich waren auch Willis aus Frankfurt am Main auf dem Korso. Ein Potpourri aus dem ›Troubadour‹ begleitete ihr Lustwandeln. Auf welchem Korso der Welt war dieses fette Ehepaar nicht anzutreffen. Sie reisten immer. »Wir haben unseren ›Rolls‹ in Mestre eingestellt vor vierzehn Tagen«, sagten sie zu jedermann. Hin und wieder variierten sie, indem sie statt ›Rolls‹ einmal ›Royce‹ sagten. Sie fanden die Abkürzung vornehmer. Man soll nicht mit dem ganzen Reichtum prunken. Eine Andeutung genügt. Man sieht ja auch gleich, wen man vor sich hat, wenn man im ›Rolls‹ fährt. Der Lebensweg besteht aus Kilometern. Das Herz mit seinen braven Schlägen kommt nimmer einem Achtzylindermotor nach. Wir leben mit der Technik. Panne heißt das Schicksal . . .

Aber das blutige Herz der Menschheit pocht einsam da drüben am Molo.

390

Aber wo ist Monsieur Benoit? Wir sind schon viermal um den Platz herum. Fast alle haben wir schon getroffen, auch die Offiziere, den Kapitän, den Commissario. Da kommt Professor Forest mit seiner schönen Lily. Er – wie gewöhnlich, milde versonnen. Sie – zu jedem lustigen Schabernack bereit.

»Haben Sie die Franzosen gesehen, die Benoit?« frage ich die beiden.

»O nein«, lacht Forest. »Der Alte scheint sich nicht aufs Festland zu wagen, aus Angst, daß man ihm seine junge Dame schließlich doch entführt. Sie saßen noch im Speisesaal, als wir abzogen.«

»Sie bleiben auf dem Schiff!« atme ich auf. Auch Koloman schaut mich erleichtert an.

Die blonde Lily aber kicherte: »Ach, die kleine Frau, die will Venedig gesehen haben. Sonst gibt es Krach auf Leben und Sterben.« Sie sah mit ihren lustigen Emailaugen suchend um sich. »Ich wette, daß sie ihn hier irgendwo an der Nase herumzieht – vielleicht gerade über die Seufzerbrücke.«

»Die Damen kennen sich aus mit den Damen«, verneigte sich der dicke Koloman galant.

Man war wieder am Eingang der Piazzetta angelangt. Man gab sich die Hände zum Adieusagen. Man lachte und war in voller Heiterkeit . . . Aber plötzlich brach sie ab.

Denn in diesem Augenblick tönte ein greller Schrei vom Molo herüber. Eine Frau hatte ihn ausgestoßen. Laute Männerstimmen folgten. Ein heiseres hohes Organ hob sich daraus hervor mit unverständlichen wilden Rufen. Wir blickten alle nach der Richtung. Koloman und ich eilten sofort in das Menschgetümmel, das sich am Ufer ballte. Was war das? Wir witterten Gewußtes und Geahntes. Wo aber war Toto? – den wir als Hauptperson der Szene erwarteten? . . . Wir sehen über die Lagune.

Da schwimmt eine Gondel mit zwei Ruderern, fünf Schiffslängen schon von der Ufertreppe entfernt. Darin sitzt die Pariserin Hélène und kreischt um Hilfe. Sie hält ihre beiden Hände mit gespreizten Fingern wie zum Schutz vor ihr Gesicht. Der alte Franzose steht wankend hinter ihr, weist mit seiner langen Knochenhand auf einen Punkt im Wasser und schreit mit hysterisch überschlagender Stimme: »Schlagt ihn tot!« Die Gondolieri halten die Ruder schräg vor gegen den schwimmenden Kopf, der da gegen die Gondel schießt, und aus dessen vor Wasser gurgelnden Munde es brüllt: »Sorella . . . dove? . . .«

Zwei andere Schiffe sind hinter dem Schwimmer her. Er merkt es. Er schnellt mit einem Ruck empor – keine vier Meter von der Franzosengondel. Seine Hand reckt sich aus dem Wasser und schwingt zum Wurf ein kurzes Bajonett; schleudert es ab. Die Menge schreit auf. Der Franzose faßt nach seinem Arm und fällt. Die Ruderer stoßen und

schlagen mit den Stangen auf den Rasenden im Wasser. Er kommt noch einmal hoch, klammert sich zäh wie ein Tier mit einer Hand an den schwarzen Schnabel des Schiffes. Der eine Ruderer stampft ihm mit dem Schuh auf die Finger.
420 Von einer hinteren Gondel haut ihm ein Zweiter das Ruder schräg gegen den Kopf. Der weite schwarze Mund schreit noch »Marisch . . .« Füllt sich mit Wasser. Blut schießt über die Stirne. Der Kopf versinkt.

Eine halbe Stunde später liegt der triefende Leichnam des Soldaten Toto auf dem Marmor-Quai unter einem Zelttuch. Die Sanitäter werden ihn gleich fortschaffen, damit der Tod ja nicht das Glück der Mondscheinnacht beschatte. Denn der Tote war ein Störenfried. Da hatte er scheinbar ganz friedlich am Eckpfeiler drüben seine Karten gelegt, war
425 plötzlich rasend aufgeschossen und zum Quai gerannt, sprang dann der Gondel mit jener schönen Französin nach . . . Nun jeder hat's gesehen, wie er zum Mörder wurde und die Strafe gleich empfangen hatte. Es war wie billig und gerecht die Todesstrafe. Da lag er nun. »Spätestens in Venedig werden wir ihn haben« – so hatte es der erste Steuermann ja Monsieur Benoit versprochen. Und schon war er gerichtet. Fort mit dem Kadaver . . .

»Aber die guten Schächer kommen ins Paradies«, lächelte Koloman . . .

430

Totos Opfer, der alte Franzose, fährt mit einem verbundenen Arm, von seiner kleinen Frau gestützt, im Dämpferchen soeben von der Stätte seiner Aufregung zum Luxusdampfer ›Atalante‹ zurück. Die Dame weint in ihr Taschentuch . . . Buben lesen die vielen Ansichtskarten mit dem Bilde eines knallig schönen und zum Teil spärlich bekleideten Fräuleins vom Boden auf und kichern fröhlich über den Fund. Ein Polizist reißt ihnen die Karten aus der Hand. Die
435 Herzenskönigin von Totos Orakelspiel wird amtlich beschlagnahmt und unwirksam gemacht . . . Frau Willi aus Frankfurt läßt sich von ihrem Mann bedauern über die Aufregung, die ihr die Szene mit dem Deserteur jetzt schon zum zweiten Male verursacht habe. Mit Tripolis wäre es doch Schicksals genug gewesen, meint Frau Willi. Zu viel sei zu viel auf einer Vergnügungsfahrt . . .

Der Mond scheint immer greller auf die Piazzetta. Der Leichnam Totos wird eben auf einer Bahre in die
440 Rettungsgondel hineingerollt. Beim Aufheben des Toten kluckst ihm das Wasser der Lagune aus dem Munde, der nicht mehr nach Marischka ruft.

»Es ist nicht mehr das Herz, das aus der Hölle schreit«, sagte der gute Koloman und wischte sich die Augen. »Der Tod ist weiser als wir.«

445

Die Erste

Brief in die Ewigkeit

450 **A**uf dem Hauptpostamt in Palermo lag seit Tagen ein Brief aus Deutschland, der niemals abgeholt wurde. Mit steiler hoher Damenschrift aus einer anderen Zeit lautete die Anschrift: ›Professor Walter Forest, Keithstraße 9, Berlin‹. Links oben stand: ›Bitte nachsenden‹. Von der ungelenken Hand eines Dienstboten war die obige Adresse durchgestrichen und man las: postlagernd Palermo.

Der Brief lautete:

455

Mein Walter. Ich habe Dich zwölf Jahre nicht mehr gesehen und Dir zwölf Jahre nicht mehr geschrieben. Aber jetzt muß ich sterben – ja sterben, auch wenn's die Ärzte mir nicht sagen mögen; und da will ich ein letztes Mal zu Dir noch sprechen und Abschied nehmen. Denn Du warst der Mann meines Lebens und ich habe als Frau niemanden so geliebt wie Dich.

460 Das wußtest Du Dein Leben lang, mein Walter, seitdem wir uns als halbe Kinder erstmals sahen. Ich war Deine Jugendliebe, Deine Eheliebe und ich wäre auch die Mutter Deiner Kinder geworden. Aber Du hattest Angst vor dem sogenannten Kampf des Lebens und wolltest Dich nicht belasten mit neuen jungen Schicksalen, und glaubtest den Ungeborenen ein großes Glück zu schenken, daß sie nicht hinauf ins grelle Dasein mußten. Ach, ich verstand Dich nur zu gut aus meiner eigenen Unbeholfenheit in Lebensdingen.

465 Auch ich hätte ja nur aus Liebe zu Dir ein Kind gewollt, damit es Deine und meine Züge vereint getragen hätte. Nicht einen neuen Menschen wünschte ich, der aus sich selber in sein Eigenes wachsen würde, sondern ein lebendes Denkmal unserer glückseligen Zweiheit. Neunzehn Jahre hat sie gedauert, bis sie zerbrach, o Walter.

Für mich ist sie trotz äußerlicher Trennung nie zerbrochen. Trotz Deinem Willen gegen meine Bindung.
470 Trotz Deiner zweiten Frau, die Dir die äußere, die glänzende und mobile Welt versprach. Denn Du warst und
bliebst in mir, in meiner inneren Welt, die Du ja kennst in ihrer Stille. Und als wir Abschied nahmen, damals
vor dem backsteinroten Gerichtsgebäude in München, fünf Minuten nach der Scheidung, da sah ich ganz
genau aus Deinen nassen Augen, daß Du mich ja liebtest und daß Dein lahmer Händedruck nur eine gewollte
475 Geste war, die Du dem amtlichen Vorgang und Deinem Willen zur Trennung schuldig schienst. Ach, diese
Trennung unserer Einheit! Mein Leben wurde halb und Dein Leben wurde halb. Denn wir waren ja zwei
Hälften, die nur zusammen ein Ganzes, aber ein seltenes und unbeschreiblich wunderbares Ganzes werden
konnten. Ach Gott, das war das Leben. Ob der Tod jetzt das Ganze wirklich zu töten vermag? – oder es erst
für immer und ewig bindet! Ob ich so viel vom Tod erwarten kann! Denn ich muß ja jetzt sterben.

Weißt Du noch damals im Garten bei den Eltern in Egisheim – die ersten Küsse unter der Buche. Und ich
480 fand gleich darauf im Gras dreimal vierblättrigen Klee, den Du in Deinen kleinen Nietzsche-Band vom
>Zarathustra< einlegtest. Dreimal vier sind zwölf! sagtest Du, und meintest es nicht als Student der
Mathematik, sondern als Zahlenmagier wie Pythagoras. Das sei die dreifache Garantie des Glückes. Drei sei
die glückliche Zahl alles Geistes, weil jeder Spruch und jeder Widerspruch sich unter einem dritten Sinn
vereinigten, zu jener Dreieinigkeit, die Körper, Geist und Seele bindet. Und zwölf sei die glückliche Zahl der
485 lebendigen Wirklichkeit: der zwölf Stunden des Tages, der zwölf irdischen Götter des Olymps und der zwölf
Apostel mit ihren vor Liebe feurigen Zungen. Dreimal vier Küsse müßten das besiegeln. So sprachst Du aus
Deiner lieben dummen Zahlenweisheit und schlossest lustig mit dem Spruch aus Deinem Lieblingsbuch:
>Also sprach Zarathustra<.

Ach Walter, dieser neunmal weise Zarathustra war nicht unser Freund. Er war unser Schicksal. Denn Du
490 teilstest die große Sehnsucht des Denker-Dichters, der die Kraft und die Macht predigte, weil er sich selber so
schwach und ohnmächtig fühlte! Der Übermensch sollte entstehen wie ein Messias; und Ihr alle wolltet
mitleidslose Bestien werden, die Herdenmenschen verachten und als wilde Männer der Tat jenseits von Gut
und Böse leben. Ach Walter, Du mit Deinem Sinn für Recht und Güte, Du könntest niemals aus Deinem
Innenreich heraustreten in das brutale Außenreich der Weltgeschäfte, der Intrigen, Transaktionen und der
495 Kämpfe.

Weißt Du noch?– es sind jetzt fünfzehn Jahre her – drei Jahre vor der Trennung, die uns zwölf Jahre schied –
damals in Perugia: wie wir auf dem Rand des schönen Brunnens saßen, wie der bronzene Papst von der
Kirchenwand herab uns segnete, und Du mir die Ketten des Stadttors von Siena zeigtest, die von den Siegern
als Trophäe über dem Portal des Stadtpalastes aufgehängt worden waren. Und nicht nur Ketten wurden hier
500 ausgestellt. Von den Schießscharten des Mauerkranzes hingen an Stricken die toten Feinde, reihenweise zur
Freude der Sieger. Diese Freude und grandiose Unbefangenheit vor Not und Tod der anderen – das nanntest
Du mir als die wahre Kraft des Lebens. Das sei der Weg aus dem falschen Mitleid, aus der Jenseits-
Krankheit unseres Kirchentums – zum Diesseits. Jene verwegenen Geschlechter, die Perugia mit Gefahr und
Tod erfüllten, jene Baglioni und jene Oddi, sie seien die Vollmensen, die nicht nur auf der Lebenswaage
505 wogen wie die >Bürger<, sondern Wagnisse wagten; und für den blutigen Tod, den sie alltäglich reizten, das
volle Leben schöpften. Ja, das seien die Richtigen, denn alle Unterscheidung von Gut und Böse zeuge nur für
schwächliche Moral . . .

Aber ich wußte es, daß Du in Deiner Seele so ganz anders fühltest, als Dein Verstand im Kopfe dachte. Ach,
wie wärest Du zurückgeschauert, wenn Du mit eigenen Augen die Gehenkten an den blutigen Mauern
510 hättest sehen müssen und die Leichen der Gemordeten auf dem Pflaster . . . So aber an jenem milden Abend
sahst Du nur die Schönheit einer vergangenen Tyrannei der >Herrenmenschen<. Das Blut war weggewaschen
und die ehemalige Wirklichkeit war eine ferne Poesie für Dich geworden . . . Du aber wolltest es nicht
wissen. Du glaubtest Deinem Denken und Dichten von einer Welt, die nicht die Deine war. Du verließest
gegen Deine Seele die Stille unserer Innenwelt, in der wir übergücklich waren. Du zerbrachst unsere
515 Zweisamkeit. Du hieltest mich für die Fessel und Hemmung Deines äußeren Lebens. Du hast mir eingeredet,
daß Eva die wahre Lebenskünstlerin und Herrscherin im Glanz der bösen Welt sein würde. Nun, sie war
beim Theater. Du gingst von mir und nahmst sie als Deine zweite Frau. Vielleicht hat sie Dich nun ertüchtigt
für die Brutalität des Handelns und des Genusses.

Ich glaube es nicht. Du bist nicht zu verwandeln. Auch wenn Du Dich mit leichten Leuten vertändelst und
520 Dich in eine Gegenwelt verlierst. Du bleibst ein Innenmensch, der sich nach innen lebt wie ich, und Deine
Mathematik ist Deine wahre Welt. Ich weiß auch, daß Eva tot ist; ich erfuhr das Unglück aus der Zeitung.
Aber ich wollte Dir nicht schreiben. Ich wußte nicht, auf wieviel Abwehr ich in Deinem Herzen treffen
würde. Denn vielleicht hieltest Du sie doch für die Fortuna Deines äußeren Glückes; und meine
Beileidsworte hättest Du als Hohn empfunden. Jetzt aber, wo ich selber sterben muß (ich sage Dir nicht den
525 gräßlichen Namen meiner Krankheit; ich weiß nur, daß ich die Operation nicht überstehen werde) – jetzt darf

ich Dich, mein Walter, nochmals anrufen. Wir haben uns ja nie ein böses Wort gesagt in unserem Leben. Wir wollten uns nur nie mehr sehen, weil wir die Schicksale unserer beiden Leben nicht mehr ›vermischen‹ sollten. Aber dieser Brief, an dem ich seit fünf Tagen satzweise an Dich schreibe, wird Dich nur erfreuen – weil keine Schicksalsmischung mehr zu fürchten ist, weil ich jetzt weniger als je zur Fessel Deines Daseins werden kann – weil ich sterbe und Du weiterlebst.

530

Und weil Du weiterlebst, so sollst Du mein kleines Vermögen von mir haben. Niemand hat sonst Anspruch; und Du hast immer und immer vor mir das größte Seelenrecht auf alles, was mir gehörte. Ich habe mit dem Notar gesprochen und die Formalitäten sind erfüllt. Nimm es an. Du brauchst es vielleicht einmal, wenn Du den Kampf im Alltag doch nicht so leicht und so robust erträgst wie jene blutigen Baglioni von Perugia oder wie die allzu sichere Eva, die jetzt auch tot ist und ruhen muß von ihrem Wettlauf mit dem Glück – da wo ich auch ruhen werde. Aber ich werde ihr nicht begegnen in der Ewigkeit. Ich glaube nicht an solche Geister im Totenreich, die schon im Leben keine Seele hatten. Ich aber wünsche, fern von allen Verheißungen der Pfarrer, daß all das seelische Leben unseres Diesseits im Jenseits sich erhalten möchte, und auferstände nur zu dem einen einzigen Sinn: Dir, Walter, drüben zu begegnen. Nicht als ein Körper, sondern als ein Hauch, als eine Ahnung, daß Du's bist – als jene Seele, die Du unvergänglich warst und die nur mir gehört hat. Das ist mein letzter Wunsch, mein letzter Gedanke bevor ich einschlafen werde . . . Ich liebe Dich Walter. In Ewigkeit.

535

540

Irene.

545 Wie am Anfang gesagt wurde, blieb dieser Brief mit seinem schweifenden Gefühl und fernen Tonfall in einem Postfach zu Palermo liegen – und verschwand nach einiger Zeit des Wartens für alle Ewigkeit.

Begegnung

550

Zur selben Zeit, da dieser Brief sich in Palermo einfand, saß der Adressat, Professor Walter Forest, ein mittelgroßer hagerer Herr von einundfünfzig Jahren mit dunkelm Haar, in dem nichts Graues flimmerte, im Schnellzug, der von Rom über Terni, Foligno und Arezzo nach Florenz fährt. Erst vor drei Tagen hatte er Palermo zu Schiff verlassen mit jener hochbeinigen, sehr jungen, sehr blonden und sehr flotten Dame, die jetzt neben ihm im Coupé saß. Man war ziemlich planlos durch die Welt gefahren . . . Man hatte ein Streifchen Afrika berührt und den Zauber Venedigs wachend geträumt . . . Es war eine Art Hochzeitsreise, von der die beiden nun zurück nach Deutschland fuhren. Aber sie ließen sich Zeit; sie wollten hier und dort am Wege noch eines jener hochgelegenen Städtchen sehen, die seit den Etruskern wie Kastelle auf die Bergkuppen gesetzt worden waren; angeklebt am Felsen, in den das Mauerwerk der Häuser und Fortifikationen wie eingewachsen war. Da stieg der natürliche Berg empor und endete ohne merklichen Übergang in einer steinernen Mauerkrone. Uralte Dauer hatte Natur und Menschgeschaffenes verbunden.

555

560

Das Paar, das also eine Art von Hochzeitsreise machte, sah bald hinaus in die Landschaft und bald auf eine ausgebreitete Karte, um sich die Namen der pittoresken Burgberge zu merken und zu beraten, welche Station für diesen Abend zum Übernachten zu wählen sei. Es mußte eines der hochgelegenen Etruskernester sein; man würde beim Sonnenuntergang noch auf den Mauern promenieren und in das Blau der Berge sehen; vielleicht auch auf den Trasimenischen See, der zu Hannibals Zeit so viel Blut getrunken hatte.

565

Der Professor schlug das winzige Spello vor, oder Cortona, oder Assisi mit dem mächtigen Monte Subasio im Rücken. Aber Lily, sehr kokett mit jedem Augenaufschlag und überbeweglich wie ein ungeduldiges Kind, wies mit dem rotlackierten Nagel ihres Zeigefingers auf Perugia. Denn dieser Ort war auf der Karte unterstrichen und mit einem doppelten Kreis gezeichnet, so daß hier eine größere Stadtanlage zu vermuten war. »Da gibt es sicher eine Bar, weißt du, mit einem kleinen Dancing-Room.«

570

Der Professor aber schüttelte den Kopf mit einem kaum hörbaren: »Nein, nicht Perugia.« Und er legte beschwichtigend seine schmale unfleischige Hand mit dem steinlosen Goldring auf die Schulter seiner Begleiterin. »Ach gute Lily«, sagte er mit verschleierter Stimme, »auch Perugia ist immer noch ein kleines Nest und ist nicht Rom mit seiner Eldorado-Diele, oder wie die teure Tanz-Spelunke hieß, da hinterm Trajansforum. Du wirst dich wundern über den Luxus einer alten Etrusker-Metropole.«

575

»Rom war fabelhaft!« seufzte Lily, »trotzdem die schönen Säulen alle kaputt sind.«

»Ach Lily, du sprichst so namenlos vernünftig über kaputte Säulen.«

»Ganz wären sie aber doch viel schöner, Walter. Es ist doch schade, daß sie kaputt sind. Das mußt du zugeben«. Und Lily erwartete eine ernsthafte Zustimmung.

580 Forest zögerte mit einer Antwort. Oh, sie war gar nicht so leicht zu geben. War Lily nicht in vollem Recht? Warum fand man Ruinen schön? Was soll man dazu sagen? Kein anderer Mensch in seiner sonst gebildeteren Umgebung vermochte jemals so etwas zu fragen wie seine Lily da. Ja, warum fand man »kaputte« Säulen schön? . . . Und als ihn Lily nochmals dringend um eine Antwort bat, sprach er verlegen vor den eigenen Phrasen: »Spürst du denn nicht den Zauber des Vergänglichen?« Forest fand keine realere Ausdrucksweise und suchte neue Worte: »Ich meine die

585 Erhabenheit des Todes . . . in dem Gedanken, daß dieses alte Rom für uns nur in Ruinen sichtbar blieb – als letzte Denksteine eines gewaltigen Lebens – und ebenso gewaltigen Sterbens . . .« Er bricht ab. Wieder empfindet Forest die Phrasenhaftigkeit seiner Erklärung. Hält er da nicht eine Grabrede vor diesem blonden Leben? Er fühlt sich lächerlich.

Lily aber hat ernsthaft zugehört. Sie weiß, daß ihre Aufmerksamkeit ihn freut. »Das verstehe ich schon«, sagt sie. »Aber das wirkliche Leben ist doch wichtiger für uns als das Leben aus der Weltgeschichte. Das mußt du doch

590 zugeben.«

Forest mußte es widerwillig zugeben.

»Denn in der Weltgeschichte kenne ich mich doch nicht so aus.«

Forest nickte.

»Und wenn du meine Freude an den Bars und Tanzdielen so komisch findest, ach Walter, das gehört doch schließlich

595 auch zum Leben – wenn man nicht gerade so wie du bist und in der Weltgeschichte so genau Bescheid weiß.«

Forest meinte: »Die Bars hast du doch überall. Die »kaputten« Säulen aber sind nur hier. Du kannst doch in Berlin wieder tanzen. Du fährst doch schließlich nicht nach Rom, um das Alltägliche zu suchen. Oder, Lily?«

»Das Alltägliche?« Lily dachte nach. »Man isst auch alle Tage Brot, und es wird einem doch nicht langweilig oder entbehrlich, lieber Walter. Und ich für meine Person muß eben hin und wieder einmal tanzen.«

600 »Lily, das ist doch Spielerei! Das ist doch kein Bedürfnis wie das liebe Brot für alle Tage – das ist doch nicht dein Lebenszweck!«

»Nein, sicher nicht«, gab Lily zu. »Da hast du recht. Aber wenn du nach Rom fährst, Walter, und die kaputten Tempel anschaust, so ist das ja auch nicht dein Lebenszweck. Und neben deinem wirklichen Beruf ist diese ganze Kunstgeschichte, verzeih mir Walter, auch eine schöne Spielerei für dich, und nicht der Ernst des Lebens.« Lily

605 lachte.

Bei Gott, das stimmte so ungefähr. Lily sprach mit vollkommener Logik aus ihrer Lebenswelt heraus. Warum sollten die ihr bekannten Lebenswerte von vornherein weniger gelten als die von ihm erkannten Lebenswerte? . . . Es gab dazu schon eine Antwort – aber nicht für Lily . . . Was wußte aber er vom Glück eines neuen Tango-Schrittes? oder von der Wonne eines ganz neu erfundenen Drinks? So wenig wie sie vom Zauber des »kaputten« Kastor-Tempels. Wer

610 bestimmt endgültig den Wert der Ruinen? . . . das Leben? oder gar der Tod? Keine geistige Diskussion reichte hier aus. Das war nicht zu beantworten. Und er zog Lilys dummen, schönen, naseweisen Kopf zu sich herüber, küßte rasch ihre Wange und sagte: »Lily, ich bin geschlagen – du hast recht mit der Bar.«

»Siehst du, Walter, ich bin gar nicht so dumm, wie du immer glaubst«, scherzte sie. »Aber jetzt müssen wir eine nächtliche Unterkunft suchen.« Und sie klappte das Reisehandbuch in ihrer Hand an jener Stelle wieder auf, wo sie

615 den Finger als Merkzeichen hineingesteckt hatte, und las fröhlich vor:

»Schau, Walter, in Spello, 2800 Einwohner, da ist nun wirklich gar nichts los; da gibt es nicht einmal ein Albergo mit Stern. Und in Assisi, 9800 Einwohner, da langweilt man sich auch zu Tode; das ist so etwas wie ein Wallfahrtsort mit Rosenkranzgetue und nichts als Kirchen.« Sie blätterte hastig im Buch weiter. »Aber Perugia, sieh mal selber her: »Perugia, 493 m . . . Hauptstadt von Umbrien, mit 37 700 Einwohnern«, das ist schon Sache . . . »Sitz des Präfekten«,

620 siehst du, Walter, »und eines Erzbischofs« . . . da muß es doch was sein, denn die Pfaffen wissen alle, was sie wollen . . . »Universität . . . Militärkommando« . . . Und dann für dich speziell Walter: »Die Stadt ist altertümlich gebaut« . . .« Sie erhob den Zeigefinger und machte wichtige Augen. »Zahlreiche Bauten aus dem XIV. und XV. Jahrhundert«, hörst du? . . . »300 m über dem Tiber« . . . gottvoll die Aussicht . . . Tiber? Das ist doch der Fluß in Rom, nicht wahr? Oder ist das der bekannte Kaiser?«

625 »Nein, der Fluß«, berichtigte Forest ganz ernsthaft.

»Die Unterkunft ist fabelhaft: »Grandhotel . . . Betten von 30 Lire an« . . . nein, zu teuer für dich . . . Aber »Central . . . Zimmer von 22 Lire an« . . . das geht auch für einen Versicherungsmathematiker . . . »mit Aussicht, Restaurant und Bar«. Hast du gehört, sie haben eine Bar! Ich hab's ja gewußt, Walter, ich hab's der Karte abgerochen . . . Aber du siehst mich ja gar nicht an.« Sie wandte ihren schönen Kopf mit den blauen Puppenaugen zu ihm hin.

630 Nein, Walter sah sie gar nicht an. Sein bartloses, ernstes Gesicht verharrte unbeweglich. Er starrte vor sich hin, das
eine Auge etwas zugekniffen und angespannter als das andere, wie immer, wenn er etwas Fernes dachte. Man gab ihm
keine einundfünfzig; er sah zehn Jahre jünger aus. Die Haut war gebräunt von der Sonne in Sizilien; die Augen
blickten stahlblau. Die feste, hagere Maske des Gesichts versprach Energie. Der Ton der Stimme klang bei allem
Ernst nach einem humorigen Temperament. Aber man mußte die Maske beim Reden in Bewegung sehen. Erst das
635 Mimische entlarvt das wahre Gesicht. Nein, diese Augen hatten keine Schärfe. Das Kinn war klein und trat
schwächlich zurück. Die dünne feine Nase und der lange Schnitt des Mundes, das waren die Herrscher in diesem
Antlitz. Das waren die Zeichen des nach innen Denkens und zugleich auch eines überfeinen, Lust witternden
Begehrens. Nein, dieser Professor der Mathematik war keine akademische Figur, sondern ein Mann mit immer noch
jungem Wünschen. Er trug sich auch nicht wie ein würdevoller Mann der Wissenschaft. In seiner grauen weiten
640 Homespone-Jacke mit der hellgestreiften breiten Hose hielt man ihn leicht für einen Architekten oder Musiker. Und
damit riet man auch nicht ganz daneben, denn im Bauen und im Komponieren lebt etwas von der denkerischen
Phantasie im Zahlenkreis des Mathematikers.

Schon lange stand er nicht mehr auf dem Katheder. Der Professortitel stammte aus der früheren Lehrtätigkeit an der
Bonner Universität. Mit sechsunddreißig Jahren gab er die akademische Karriere mit ihren Verpflichtungen zur
645 äußeren Würde auf und wurde Versicherungsmathematiker. Fünf Jahre später erhielt er auf seinen Wunsch die stille
und ganz ungeschäftliche Position eines Unterdirektors in der statistischen Abteilung seiner Firma, die ›Aurora‹ hieß.
Ja, da rechnete er, und half auf indirektem Wege den Menschen zur Versicherung ihres Lebens auf Invalidität und
Todesfall. Denn das Leben ist gefährlich – und die Gefahr sei schön, sagt Nietzsche. Aber Forests Berufstätigkeit –
diese Versicherung gegen die ›schöne Gefahr des Daseins‹ – wurde von ihm nur äußerlich und fast mechanisch
650 ausgeübt. Sein Inneres empfand das Leben völlig unversichert und unversicherbar vor jeglicher Gefahr des Schicksals.
Wer nicht an den Tod dachte, der hatte eben Mut, der sah sie nicht, die fahlen Schatten hinter jedem Licht . . . Auch
das helle Licht Italiens warf seine Schatten in die umbrische Landschaft . . . ›Nein nicht Perugia‹ . . . grübelte es in
Forests Hirn.

Lily arbeitete mit dem Lippenstift an ihrem vollen Mund herum. »Du mußt dich entscheiden. In einer halben Stunde
655 sind wir in Perugia.«

Ja, die Entscheidung wird sich von selbst ergeben, denn Lily wird entscheiden. Sie war es auch gewesen, die vor zwei
Monaten über diese Verbindung mit Forest entschieden hatte, kurz nach der Bekanntschaft an einem Kaffeestausch
nach Mitternacht . . . Es war nach ihrem Selbstmordversuch. Am gleichen Tage hatte man sie aus dem Spital entlassen
und sie fühlte sich sehr elend. Aber noch in der Rekonvaleszenz war sie schon wieder voller Unternehmungen. Diese
660 Frische, die gefiel Forest, die brauchte er. Lily, die süße plappernde Figur, die hatte offenbar den Mut zur
Selbstversicherung des Lebens. Die dachte niemals an den Tod, trotzdem sie sich vor einem Vierteljahr aus
Liebesschmerz ›ganz schnell‹ mit Veronal vergiftet hatte. Erfolglos vergiftet hatte, weil ihr der Lebenstrieb eine
ungenügende Dosis des Giftes, ganz unbewußt für sie, vorgeschrieben hatte. Das war Selbstversicherung. So ein
Versuch zum Selbstmord geschah nur im Impuls: um den Tod als nächstes Mittel zur vorläufigen Veränderung eines
665 seelischen Unbehagens zu mißbrauchen; weil eben der Tod für jene unglücklichen fünf Minuten des Liebesschmerzes
der weitaus angenehmere und (sagen wir es nur in Lilys Geist) auch ›lebenswertere‹ Zustand schien als das wache
Leben. Er wird schon nicht so schlimm sein, der Tod. So war denn Lily trotz der Todesangst in ihrem halben Sterben
dem Tod als Geist und Weltmacht nicht begegnet.

Sie dachte nie. Sie hatte Mut – den Mut des Nichtwissens und der Ahnungslosigkeit. Sie wechselte den Beruf von Jahr
670 zu Jahr. Sie tippte oder manikürte oder zog als Mannequin schöne Kleider an. Sie legte sich nicht fest auf irgend eine
Dauer. Sie lebte nach Tagen und Stunden . . . Sie lebte ›schlechthin‹ – lebte froh in ihrem schönen Körper. Dieses
›Schlechthinleben‹ ohne Ziel, das war es ja, was dem Professor an ihrer Nichtigkeit gefiel. Er liebte sie nicht. Sie war
ein Zufall für eine Hochzeitsreise ohne Ehe. Sie war ein gutartiges Mannequin nach Leben und Beruf, trug schöne
Kleider auf der Haut, und die gute Haut trug sie zu Markte. So nahm er sie und war ein wenig verliebt in ihren
675 schmalen Hals und in die hellen Haare. Aber ihre Augen glänzten wie aus Glas, so sinnlos strahlend und so ohne
Tiefe. Sie spielte einen angenehmen Zwischenfall in seiner denkenden Notwendigkeit, eine willkommene Störung und
Trübung seiner strengen Innenwelt. Er war sehr gut zu ihr und wußte, daß sie jung war.

»Nun, wird es mit Perugia, Walter?« fragte Lily, nahm Forests Gesicht in die Hände und drehte es in ihre Richtung.
»Du siehst ja wieder in den Himmel und versicherst die Sterne gegen den Weltuntergang in dreitausend Jahren.«

680 »Das könnte die ›Aurora‹ schwerlich bezahlen«, lächelte er hintersinnig. »Wir versichern nur den Einzelnen und die
juristische Person. Mit der Schöpfung gibt es keinen Pakt. Der Himmel bricht jede Abmachung. Sieh nur, da drüben
gibt es ein Gewitter.« Und er wies nach der Höhe des Monte Subasio, der hinter Assisi herauswuchs. »Gewitter ist
Vertragsbruch in der Fremdenindustrie. Italienreisende haben ein göttliches Recht auf blauen Himmel und blauen
Dunst.«

685 »In zwanzig Minuten halten wir in Perugia. Bitte ja, Walterchen.« Sie geriet in ein kindisches Bitten und Betteln.

»Sag doch ja. Sei ein guter Onkel. Wir gehen ins Central, weißt du, mit Balkon.« Sie zupfte ihm die Propeller der Krawatte zurecht und schmolzte: »Warum willst du denn eigentlich à tout prix nicht nach Perugia?«

»Nicht nach Perugia?« kam es wie ein leises Echo. Er starrte wieder vor sich hin. »Ich kenne die Stadt sehr gut; sie ist sehr stimmungsvoll und poesievoll und hat eine Bar und einen Erzbischof und eine Piazza, auf der der schönste Brunnen der ganzen Epoche steht . . . ja dieser Brunnen. Aber Lily, ich muß dich warnen; es kann für dich sehr langweilig werden, denn man wird – so nachdenklich in Perugia.«

»Warum? Warum soll ich nachdenklich werden in Perugia?«

»Nicht du, Lily. Aber ich . . . Ich war das erste Mal auch nicht allein in Perugia.«

»Also mit Eva, deiner Frau?«

695 »Nein nicht mit Eva, meiner Frau.«

»Die ist doch überfahren worden und war gleich tot? Das hast du mir ja erzählt. Wenn's nur schnell geht, dann ist's ja gleich. Übrigens bist du ja ein Witwer. Das habe ich noch gar nicht überlegt. Ich finde es komisch, daß ich mit einem Witwer reise. Zu komisch.«

Forest übersprang ihren letzten Satz. »Ja, ja, sie war gleich tot und hatte ihren Willen . . . Aber sie war es ja gar nicht, damals in Perugia.«

»Dann war es die Geschiedene, wie heißt sie doch – die Erste? . . . Du redest nie von ihr.«

»Nein, ich rede nie von ihr . . . Aber Lily, warum muß es denn eine meiner richtigen Ehefrauen gewesen sein? Es gibt auch andere Lebensbegleiterinnen, Lily.«

705 »Gewiß, ich weiß schon, wen du meinst mit den Begleiterinnen. Aber die in Perugia, das war nicht so eine. Das sehe ich dir an den Augen an. Das eine ist ganz schief, weil du die Braue wieder hängen läßt. Dann denkst du immer etwas, was dich ärgert oder quält. Habt Ihr denn Krach bekommen in Perugia, du und die Erste? . . . Wie heißt sie nur schon?«

»Nein«, sagte Forest leise erheitert über die Schematik des ›Schlechthinlebens‹ seiner Lily, »nein, was du ›Krach‹ nennst, das kam erst drei Jahre später. Aber in Perugia war das Glück schon überreif und viel zu groß für Menschen . . . wenn du das verstehst. Übrigens heißt sie Irene – und ›Irene‹ deutet nie auf Krach . . .«

»Warum?« fragte Lily höchst erstaunt.

»Irene heißt: der Frieden«, sagte Forest.

Der Schaffner meldete im D-Zug-Korridor: die nächste Haltestelle sei Perugia. Da sah man durch das Coupéfenster den dicht überbauten Berg der Stadt in scharfer Plastik gegen den hellblauen Abendhimmel. Es war wohl gegen halb sieben. Das Gewitter über dem Subasio hatte sich verzogen. »Siehst du, wie schön sie da oben über den Hügeln liegt!« freute sich Lily. Wie auf dem Stadtplan breitete sich Perugia sternförmig über den schmalgratigen Ausläufern aus; wie ein vielarmiger Polyp, der sich am Felsen ansaugt. »Ach bitte, steig doch aus. Du wirst ganz sicher nicht traurig werden, Walter. Denn ich bin ja da.« Sie küßte ihn auf den Hals, stand auf und holte ihr Kofferchen herunter. »Nicht wahr, aussteigen?«

715 »Auf deine Verantwortung, wenn es langweilig wird.« Zwar zog er die Stirne zusammen, aber er lachte sie an: »Wenn du stärker bist als die Vergangenheit, dann werden wir beide hier glücklich.« Er erhob sich ebenfalls und nahm die beiden Handtaschen von oben aus dem Netz. Dann sagte er mit merkwürdigem Ernst: »Lily, es ist nicht so leicht für dich, wie du dir's denkst. Du könntest diesmal verlieren. Ich könnte dich doch einmal satt bekommen.«

725 »Wenn schon!« Lily nahm es scherzhaft. »Wenn du mich sitzen läßt, so habe ich ja das Rundreisebillet. Ich komme immer wieder nach Berlin.«

»Aber zuerst also nach Perugia.«

Der Zug fuhr in die Station ein. Er hielt. Ein Gepäckträger nahm die Koffer durchs Fenster entgegen. Man stieg beschwerlich aus mit den Mänteln überm linken Arm und dem Kleingepäck in der rechten Hand. Lily hielt noch eine kleine Chiantiflasche aus dem Proviantkörbchen. Sie wollte sie als Andenken behalten. Der Junge, der sie ihr in Terni an der Bahn verkauft hatte, der war sehr hübsch gewesen. Sehr braun, fast schwarz im Gesicht; sehr netter Boy, dachte Lily. »Aber was schaust du denn immer da rückwärts, Walter?« Ihre Stimme wird spitz. »Ist es die Dame dort?«

Wirklich, Walter war plötzlich stehen geblieben auf dem Bahnsteig und sah hinter sich, da wo die Leute zu einem

735 rückwärtigen Unterführungsgang die Treppe hinunterstiegen. »Was siehst du denn der dicken blonden Person nach, mit ihrem Busen?«

Aber Forest wehrte ab. »Ich sehe etwas ganz anderes.« Er stellte die Handtasche hin, hielt Lily mit der einen Hand fest am Gelenk und blickte mit erschreckten Augen.

»Du siehst ja ins Leere.«

740 »Nein nicht ganz ins Leere . . . Aber jetzt sind sie weg.« Er nahm die Handtasche und schritt weiter.

»Wer ist weg?« fragte Lily.

»Ich weiß nicht. Es war eine Täuschung. Es ist nichts.« Und alle weiteren Fragen Lilys schnitt er mit steinernem Gesicht kurz ab mit »Es ist nichts.«

Vorne am Bahnhof schiebt der Facchino die Koffer in den Omnibus des ›Central‹. Lily sitzt schon auf dem
745 verbrauchten roten Sammt der Bänke. Forest will einsteigen – stutzt aber wieder wie vorhin in der Bahnhofhalle. Der Mund entspannt sich wie bei einem Menschen, der völlig wehrlos von einem unerwarteten Ereignis überrumpelt wird. Er glotzt auf ein rotes Auto, großer Lancia-Wagen mit acht Zylindern. »Es ist nicht möglich«, murmelt Forest. Lily wird aufmerksam und sieht in der Blickrichtung Forests.

Da reißt ein junger Herr in weißer Leinenmütze den Schlag des Wagens auf. Eine sehr große und sehr schlanke Dame
750 steigt ein. Man sieht sie nur von hinten; so bleibt ihr Alter unbestimmbar; aber ihr blaues Schneiderkleid mit dem langen Schoß ist Mode vor zwanzig Jahren. Sie kann auch nicht mehr jung sein nach der großen Vorsicht, mit der sie die Beine beugt beim Eintritt in den Wagen. Jetzt sitzt sie. Sie blickt zur Seite nach dem Bahnhof. Ah, das Profil! Aber man erkennt es nicht. Ein schwarzblauer Schleier ist über den Hut hinweg über das ganze Gesicht gebunden. Wie kopflos sitzt sie da, die große Dame. Sie lehnt sich nicht an. Sie hält sich gerade. Ihr Arm streckt sich vor; die
755 Hand tippt dem jungen Herrn mit der weißen Mütze, der den Chauffeur macht, energisch auf die Schulter. Es ist ein Befehl. Der Junge hupt. Sie fahren bergaufwärts.

»Wer war das?« fragt Lily.

Aber Forest, der in den Wagen stolpert, bevor er sich vollkommen abwesend auf die Polster wirft – erschrickt zum
760 dritten Male wie vor einem Geist. Nicht vor einer Dame – Lily braucht nicht eifersüchtig zu werden – er erschrickt vor sich selbst. Denn er erblickt seine eigene Person – in dem großen Spiegel, mit dem der Hotelautobus an der Hinterwand aufprunkt. Herrgott, da sieht er sich leibhaftig, bleich wie ein Toter, rückkehrend nach Perugia, fünfzehn Jahre später . . . Und draußen fährt in einem roten Prunkwagen das Phantom seiner innersten Seele – jener Seele, die nicht nur wünscht, sondern die Flamme ist, das Fünkchen, das unserem Herzen erst ein Ziel zum Leben gibt; ein Ziel, das nicht gedacht ist, sondern im Blut erlebt wird, ein Ziel im Bewußtsein: warum du lebst! Da draußen fuhr sie – die
765 Erste – ein Gespenst – Irene.

»Was siehst du?« fragt Lily, und wird selber bleich vor dem Anblick seiner Totenblässe.

»Schon ist sie da«, stammelt Forest.

»Wer denn?«

»Die Erste.«

770

Blick aus dem Fenster

Der Omnibus fuhr langsam die großen Schleifen des breiten Fahrwegs hinan. Zwischen Wein und Öl und öden
775 Steinhalden schob sich das rumpelige Fahrzeug über die Schräge des Abhangs. Zypressen standen vereinzelt in der Landschaft wie schwarze Mahnzeichen. Je höher man gelangte, desto weiter sah man in das Tal von Foligno, beherrscht vom großen Monte Subasio, zu dessen Füßen langgestreckt Assisi, die Stadt des heiligen Franz, hell in der sinkenden Sonne lag. Ja, das Gewitter über dem Berge hatte sich nach Süden treiben lassen. Aber die grauenhafte Hitze der letzten Wochen forderte dennoch eine Entladung, heute oder morgen, damit die rissige Erde wieder trinken
780 konnte. Staub lag fußhoch auf dem Weg. Der verbrauchte Motor des Autobus rattete mit seltsamen Tönen bei jeder Kurve. Jede Straßenbiegung erschloß einen neuen Blick auf die sich immer deutlicher aufreckende Stadtburg mit den rötlichen Steinbastionen, mit den hohen schmalen Toren als schwarzen Löchern in dem sonnengrellen Mauerwerk, durch die einst siegende Römer eingedrungen waren, die von siegenden Goten wiederum besiegt wurden. Totila war in Perugia. Und jeder Sieg der einen war eine blutige Niederlage für die anderen. Man gelangte zwischen das
785 Häusergewimmel der Vorstädte, welche die Ausläufer des Berges wie mit steinernen Krusten überdeckten. Klöster

und Kirchen reckten ihre Türme in die Luft. Mit jeder neuen Höhe tauchten neue Giebel aus dem Berg. Und endlich wurde in zwei letzten engen Kurven die Oberstadt erreicht: fast jedes Haus wie ein Kastell, ein Belvedere, eine Aussichtswarte, ein Blick auf ganz Umbrien.

Forest hatte kaum ein Wort mehr geantwortet auf Lilys Fragen. »Vielleicht war sie es ja gar nicht«, meinte sie
790 kleinlaut. »Nur die Figur wurde ja deutlich; und der Schleier ließ kein Gesicht sehen . . . So ein bißchen Ähnlichkeit,
das hat man doch schon oft erlebt . . . Und wenn sie es schon ist! Gott, diese Sache ist doch schon lang vorbei. Du hast
ja auch inzwischen schon eine andere geheiratet und wieder begraben. Übrigens sprichst du ja nie von ihr, ich meine
von Irene, und hast sie halb vergessen. Und schließlich ist die ganze Begegnung nur ein dummer Zufall . . .«

»Zufall?« unterbrach Forest hastig. Ja, vielleicht sei es eben Zufall, fuhr er dann ruhiger fort. »An sich spielt solche
795 Ähnlichkeit ja keine Rolle. Aber für mich ist es leider kein Zufall. Schon viele Jahre fürchte ich mich vor diesem
Zufall. Ich rede nie von ihr, aber aus Angst, daß ich an sie denken könnte . . . Lily, ich habe dich gewarnt vor meiner
zu erwartenden ›Nachdenklichkeit‹ in Perugia. Nun hat sie sich bereits Gestalt geschaffen; und der Gedanke läuft als
Körper hier sichtlich und außerhalb meines Gehirns in dieser Stadt herum.« Er nahm ihre Hand und sie spürte bei dem
festen Druck ihr Zittern: »Lily, wir können ja noch umkehren. Meinst du nicht, daß wir beide in bessere Stimmung
800 geraten, wenn wir im Nachtzug nach Cortona fahren?« Und mit noch leiserer Stimme: » . . . auch wenn es wirklich
nur eine Täuschung war, auch wenn ich nur eine Falsche sah – und niemals die Erste.«

Da hielt das Gefährt am Hotel Central und wurde von den Hoteldienern sogleich umzingelt. Ohne langwierige
Verhandlung gab es da keine Flucht. Die Energie zu Entschlüssen lag in beiden nicht bereit. Lily konnte sich zwar
nichts Unbequemerer als eine schleunige Rückfahrt zum Bahnhof denken; aber ihr zwar leichtsinniges, aber
805 gutmütiges Herz nahm doch ein wenig teil an der quälenden Verwirrung des Mannes. Sie sagte nichts auf seine Frage;
und da er sie nur hilflos ansah, so nahm sie ihn behutsam bei der Hand und zog ihn aus dem Wagen. Er aber sieht mit
seitwärts schielendem Blick: da drüben bei den Bäumen der Anlage, da steht das rote Auto. »Nun besser, wir
vergewissern uns über das wahre Wesen des Phantoms«, dachte Forest. Und Lily meinte sofort in ihrer Art das
gleiche: »Vielleicht wohnen sie hier im Hotel, und du weißt dann gleich, woran du bist, nicht wahr, mein Lieber. Und
810 morgen früh sind wir schon in der Bahn und der Spuk ist weg.«

»Das kann man nicht so genau wissen, fürchte ich, was so ein Spuk mit uns vorhat«, murmelte Forest, und er ließ sich
von dem höflichen Empfangsdirektor in die Eingangshalle geleiten. Das Hotel war ein großes Bauwerk aus dem
achtzehnten Jahrhundert, das nach den nahe aneinanderliegenden Fenstern zu schließen vielleicht einmal als Kaserne
gedient hatte. Im Innern erschien es konventionell modernisiert im spiegelfreudigen Stil der achtziger Jahre. Im
815 Vorraum standen die üblichen Palmen zwischen Polstersesseln und Sitzrondellen.

»Erwarten Sie Briefe, Signore, und auf welchen werten Namen?« fragte der breite Hauptportier.

Nein, er erwarte wirklich keine Briefe in Perugia, murmelte Forest undeutlich vor sich hin. Er wählte unter Lilys
Beratung zwei Zimmer mit schmalen Tür-Balkonen, wie sie im zweiten Stock durchgängig angebracht waren. Zwei
Meldezettel wurden ausgefüllt, als ob man offiziell auf zwei getrennte Konten reiste. Die Portiers wußten immer
820 gleich Bescheid bei diesem Vorgang und warfen sich listige Blicke zu, während sie mit der größten
Selbstverständlichkeit und Ehrfurcht die zwei Personalzettel für ein einziges Paar in Empfang nahmen. »Also im
zweiten, mein Herr«, sagte der Geschäftsführer mit einer zum Lift weisenden Geste. Und der Portier rief den
Gepäckdienern zu: »Nummer 43 und 44.«

Man wartete einen Augenblick am Aufzug, der gerade von oben kam. Das Gitter wurde aufgerissen, die Klapptüren
825 drehten sich auf – da steht der junge Mann vom roten Auto, mit der weißen Leinenmütze auf dem schmalen Kopf. Er
hält ein halbes Dutzend Pakete zum Teil an den Schnüren, zum Teil unter die Arme geklemmt. Auch einen
Sonnenschirm und einen schwarzen Krückstock preßt er mühsam zwischen Brust und Oberarm. Er kann sich vor
lauter Gepäck kaum aus der schmalen Kabine winden. Als er die blonde Lily sieht, wird er verlegen, stößt mit der
rechten Schulter an die Türe, so daß der Krückstock sich verschiebt und ein Paket zu Boden fällt. Er stottert: »Scusi,
830 entschuldigen Sie.« Er will sich bücken, um das gefallene Päckchen aufzuheben; aber mit seiner Beladenheit gelingt
ihm keine Bewegung ohne Gefahr, die ganze übrige Fracht noch fallen zu lassen.

Lily sieht seine entsetzlich verlegenen schwarzen Augen. Sie bückt sich nach dem Paket, das aber ein kleiner Liftboy
schon gefaßt hat. »Danke, mille grazie«, sagt der junge Mann und neigt den Kopf sehr stark, um mit der großen
Verneigung das ihm unmögliche Grüßen mit der Mütze reichlich zu ersetzen. Lily dankt freundlich und laut mit:
835 »Gern geschehen.«

Forest hatte den Jungen nicht so rasch erkannt wie seine heller in die Welt blickende Dame. Aber im Augenblick, als
er mit seinen Paketen abzog, so daß ihn Forest vom Rücken sah, da schoß die Wiedererkennung dieses Rückens – da
unten im roten Auto vor der Station – blitzhaft in sein Gedächtnis. Und während er noch dachte: ›Wo ist sie?‹ – rief
eine tiefe, aber heiser verschleierte Frauenstimme vom Eingang her aus einem Nebenraum: »Ferruccio, wo bleibst du?
840 Avanti Ferruccio!« Da setzte sich der Aufzug in Bewegung.

»Das war nicht ihre Stimme«, atmete Forest auf.

»Also viel Lärm um nichts«, zitierte Lily und küßte Walter auf die Backe, was ihm peinlich war vor den Hausdienern.

»Nein, das kann nicht ihre Stimme sein . . . zwar auch Irenens Stimme klang so tief, aber nie befehlend . . . Ach, was hab ich nur gesehen? Mein Ohr verneint jetzt, was mein Auge sah . . . Ist sie es doch? Nicht einmal das Gesicht war zu
845 erkennen, und ich war doch so sicher, daß ich sie wirklich sah – wie mir in diesem Augenblick gewiß ist, daß ich sie nicht hörte . . . Ach Lily, wem glaubt man mehr: dem Ohr? oder dem Auge? Sag's!«

»Ach Unsinn«, tröstete Lily, »dich quält nur die dicke Luft von Perugia. Es ist so unerträglich schwül, weil das Gewitter nicht herunter kam. Ich will lieb zu dir sein, Walterchen.«

Sie nahm jetzt seinen Arm und zog ihn in das vom Kellner zuerst geöffnete Zimmer. »Soll ich die Durchgangstüre
850 aufmachen?« fragte der Boy. »Nein«, erwiderte Forest, der sich der offenen Türe zwischen zwei getrennten Meldezetteln schämte, was Lily nicht begriff.

Ja zwischen den Sitten ihrer Generation lagen dreißig Jahre mit einem Weltkrieg und einer moralischen Weltwende. Die Seele war anders geworden, unsichtbarer. Auch die Liebe war anders geworden: sie war nicht mehr privat, sie war sichtbarer, selbstverständlicher. Ein Mann, eine Frau und eine offene Türe zwischen ihnen, das war ganz richtig. Denn
855 jede geschlossene Tür zwischen zwei Liebenden ist eine unpraktische Hemmung und erzeugt eine ganz und gar nicht nötige Spannung. Das ist eine unsachliche Verlängerung des Weges, ein romanhaft kitschiger Umweg um die Notwendigkeit. Und Welch ein Zeitverlust in unserem Tempo! Wie viele amüsante Abenteuer und »Begegnungen« gehen uns verloren, wenn wir die Liebe auf Umwegen suchen. Da müßten wir uns gar auf Dauerliebe einstellen, wie Großpapa und Großmama, die sich bei der Verlobung schon auf den diamantenen Hochzeitstag freuten. Warum also
860 Türen zu, wo sie offen sein könnten? . . . Aber zwischen Walter und Lily ist diese Frage nicht mehr brennend. Man sieht sich oft genug. Und man denkt nicht ans Heiraten.

»Übrigens können wir uns von Balkon zu Balkon Gutnacht sagen«, ruft Lily aus ihrem Zimmer durch die Fenstertür zu Forest hinüber. »Komm doch mal aufs Balkönchen.« Sie steht schon draußen. Walter kommt auf den seinen.
»Schön sieht man da den Berg hinunter . . . Und hier die Anlagen . . . und sieh mal dort der rote Wagen.«

865 »Was geht mich der rote Wagen mehr an?« wehrt Forest ab und scheut sich vorerst, nach ihm hinzusehen.

»Oh, er ist teuflisch schön.«

»Warum sagst du »teuflisch«?« fragt er wie erschreckt.

»Gott – weil er halt so höllisch rot ist«, wirft sie hin. »Und der Junge war so nett, als er wie ein Kamel beladen dastand. Du, Walter, der hat mich gleich geliebt. Ich merke das sofort an den Augen.«

870 »Ach er war verlegen wegen der Kuli-Pakete.«

»Nein, meinetwegen. Wenn die Augen so schräg nach unten sehen, ohne daß sich die Augendeckel dabei senken, das ist immer die Liebe.«

»Willst du dich in einen Privatchauffeur verlieben?«

»Wenn er gut fährt und hübsch ist, sehe ich keinen Gegengrund. Du, der ist übrigens kein Angestellter. Ich weiß nicht,
875 warum ich es weiß. Aber er sieht aus wie ein Student oder eine Art Sohn oder so etwas«, plapperte sie.

»Da machst du vielleicht in Perugia noch eine große Partie mit einem roten Auto . . . Aber halt, da kommen sie aus dem Hotel . . . Herrgott im Himmel, diese verteufelte Ähnlichkeit! Lily, sie ist es ja doch! Dieser etwas stockende Gang, diese gerade Kopfhaltung, diese lange Figur . . . und sogar das blaue Kleid . . . das trug sie auch . . . dazu die große weiße Blume im Revers . . . es war noch vor dem Krieg . . . Die Silhouette, das ist Irene . . . Aber die
880 Stimme? . . . Aber der Kopf?«

»Warum trägt sie ihn wohl in den dunkeln Schleier eingebunden? Und warum diese uralte Mode? Denn mit dem Achtzylinder-Wagen hat man doch Geld.«

Die Dame und der Junge, der Ferruccio gerufen worden war, verstaute viele Pakete unter den Sitzen des Autos. Während die Dame noch in gebückter Haltung die Päckchen ordnete, schaute Ferruccio zur Hotelfront hinauf und
885 entdeckte das Paar auf den Balkonen. Jetzt hatte er die Möglichkeit, seinen respektlosen Gruß von vorhin mit der Mütze nachzuholen. Er tat es und wurde rot dabei. Lily winkte mit der Hand als Gegengruß; und wahrhaftig: auch sie wurde ein kleines bißchen rot.

Die Dame am Wagen bemerkte den Gruß ihres Begleiters und wandte einen Augenblick den Kopf hinauf zu den Begrüßten. Wie ein Dreieck deckte der schwarzblaue Schleier, von beiden Seiten des breiten Huttrands zum Kinn
890 gebunden, ihr Gesicht. Nur die runde Kopfform schimmerte durch die Hülle. Es war nicht zu ahnen, was für ein Menschenangesicht sich hier verbarg. Denn hier, ganz sicher, hier *verbarg* sich etwas. Das spürte man. Das ahnte

man . . . Oh, es war nicht so unangebracht und schwächlich, vor dieser Erscheinung ein wenig zu erschrecken, dachte Forest, auch wenn man keine ›Erste‹ zu erkennen glaubt. Da spukte etwas Undeutbares. Sah nur er, Forest, diese ungläubhafte Ähnlichkeit der Körper? oder gab es gar Magie in der Wirklichkeit?

895 Wie um sich selbst aus einem Traum zu stören, fragt er laut: »Nun Lily, ist sie es wirklich nicht?«

»Jetzt laß doch den Unsinn. Die Stimme mußte dich doch überzeugen. Es ist also nicht die Erste . . . nicht die Richtige.«

»Ob es ›die Richtige‹ war? Kommt es darauf an? Ach Lily, was ist richtig? Das Schicksal spielt mit Blendwerk. Es läßt teuflische Verwechslungen mit uns geschehen. Wir glauben das eine – und sehen und denken das andere. Was ist da Hauptsache, was ist Nebensache? Was ist das Erste, was ist das Letzte im Inneren – im unteren Prozeß unseres Bewußtseins . . . Das sind fatale Verwechslungen . . . Verrückungen . . .«

Lily hört gar nicht auf den Sinn seiner Reflexionen. Sie sagt nur: »Nun ja, eben Verwechslung.«

»O Lily, erinnerst du dich in Venedig an jenen armen Teufel, jenen Deserteur, der seine Geliebte suchte, die ihm davon gegangen war – weißt du noch wie er herzerreißend ›Marischka‹ brüllte, als er die kleine Französin sah, die er um Gottes und Teufels willen für seiner Marischka Schwester halten wollte? Ob einer lächerlichen Ähnlichkeit mußte sie seiner Verzweiflung zum mindesten als ihre Schwester gelten. Und er glaubte es in seinem Wahnsinn und wollte wenigstens das Phantom packen, das Gespenst seiner Liebe . . . du weißt es doch, Lily . . . Toto hieß er . . .«

»Der war aber doch verrückt«, unterbricht Lily ungeduldig.

»Ja, verrückt, das war er«, stieß Forest atmend hervor. »Mit solchen Verrückungen müssen wir rechnen. Die Seele ergreift den Leib – und irrt. Bis sie vom Leibe selber ergriffen wird wie von Teufelskrallen. Was ist das Richtige und Wirkliche im unsichtbaren Reich? Ach, das Richtige entscheidet nicht!«

»Doch«, sagt Lily bestimmt, »natürlich entscheidet es . . . Und auch jetzt, diesmal: denn sie ist es nicht, deine Irene.«

»Und das Phantom da unten?« Es kicherte wie Hohn aus seinem Mund. Er deutet mit zitternder Hand zum Platz hinab und schüttelt langsam den Kopf wie vor einem Rätsel, das ewig nicht zu lösen ist.

915 Die Dame redet auf den Jungen lebhaft ein. Man sieht es; aber man hört es nicht auf dreißig Meter. Sie befiehlt mit jeder Geste. Sie verlangt den Stock mit der Krücke, den er ihr gibt. Aber sie stützt sich nicht darauf, sondern hängt ihren dünnen Arm in den des Jungen. Dann schreiten sie langsam nach dem Corso Vanucci hin, in der Richtung der alten Piazza.

»Wie Mutter und Sohn – ich hab's ja gewußt«, stellte Lily fest.

920 »Wie Tod und Leben«, meinte Forest.

Die beiden traten in ihre Zimmer zurück. Lily zog sich vollkommen um, da sie sich für den Abend, womöglich in der Bar, besonders schön machen wollte. Forest blieb in seinem Reiseanzug, wusch nur Gesicht und Hände. Er raunte vor sich hin: ›Sie gleichen sich wie Engel und Teufel in einem Leib. Wie Lucifer – vor dem Fall ein Gott, und nach dem Himmelssturz ein Teufel. Anders ist es nicht. Der Leib ist Täuschung. Aber man lebt von dieser Täuschung.«

Er ging ans Fenster und sah nach Assisi hinüber. ›Ach Irene, wenn du das wüßtest, daß ich hier hinüber sehe zum heiligen Franz und daß ich in Perugia bin – in der Stadt der glücklichsten Nacht meines ganzen Lebens. Das war die Höhe, der Gipfel, das Oberste, die Summa. Und damit war der Befehl zum Abstieg gegeben. Denn weiter hinauf ging es nicht. Also mußten wir hinunter. Das war ganz logisch und geometrisch richtig. Aber innerlich blieb doch das stille Glück. Da glaubte ich auf einmal, diese Stille bedeute eine künstliche Ferne vom Leben. Ich war damals sechsendreißig. Ich sah das losgelassene Leben der neuen Europäer, die sich wie Neger aufführten und diese Aufführung den élan vital nannten. Ich bekam einen Haß auf die Hinterweltler des Denkens, so wie ich selber einer bin. Ich war mir nicht mehr primitiv genug. Ich glaubte den Negern etwas schuldig zu sein im Untergang des Abendlandes. Du, Irene, wolltest tapfer auf dem sinkenden Schiff Europa bleiben. Ich stieg ans Neuland – und nahm dann diese Eva aus der neuen beweglichen Welt.«

Die war ja überall und nirgendwo, und raste im Tempo von ihrer eigenen Seele weg, wenn sie nicht gerade Theater spielte und die Seele der Rolle für ihre eigene nahm. Da lernte ich jeden Tag ein Dutzend neue Menschen kennen, die Eva alle samt und sonders ›nett‹ fand. Sie fand ja alles ›nett‹. Mozart und Pitigrilli, Lenin und Chaplin, alle fand sie nett. Denn es war ihr alles gleichgültig, was nicht Rolle war. Sie hat mir die Welt zum Theater gemacht. Eine bunte Bühne! Sie hat mich sogar geliebt als ihren ›ersten Liebhaber‹. Eva hat nur verführt. Eva hat nur gespielt. Sie stürzte sich in ein künstliches Erleben – aus panischer Angst vor dem Alter und dem Tod. Als sich die Chancen des Theaters für sie verminderten, da war es auch aus mit ihrer Lebensrolle. Was sollte sie spielen? Sich selber? Für sich allein spielt man nicht lange Theater. Sie hatte ihr Publikum verloren. Da trank sie Absinth und Whisky bis sie keinen Durst

mehr hatte – auch keinen Lebensdurst – und legte sich auf die Schienen. ›Die bekannte Künstlerin Eva K . . . hat sich
945 ganz offenbar in geistiger Umnachtung unter den D-805 geworfen . . .‹ So las man's überall.

Das war das Lebensglück, das ich eintauschte für das leise Glück Irenens – das ich einst für den Tod des Glücks
gehalten hatte . . . Ich schäme mich vor dir, Irene. Ich habe mich zwölf Jahre lang geschämt. Denn ich habe seither ein
›fröhliches Weltkind‹ gespielt, das das Leben ›meistert‹. Nun reise ich mit einer jungen süßen Gans und bilde mir
bisweilen ein, sie sei ein Schwan im Park von Alcasadar. Nun spiele ich den flotten Kerl und sinke um vor deinem
950 heutigen Phantom . . . das mir der Teufel vorgegaukelt hat. Es war dein sterblicher Körper meiner Sinne – nicht deine
ewige Seele. Nein, du bist es nicht, Irene. Du bist die Güte und die Liebe und der Geist. Du bist es nicht, nicht jene
mit der bösen Stimme und dem Körper ohne Kopf.'

Forest blickte nach oben in das rosige leichte Gewölk über dem Berg von Assisi. ›Aber . . . aber . . . bist du überhaupt
noch für mich da? Lebst du auch außerhalb des Kreises meiner Liebe noch in der Welt, Irene? Was will das Phantom
955 mit dem blauen Schleier? Ist es eine Mahnung? Ist es ein Zeichen? Soll ich kommen, Irene? Darf ich kommen, Irene?
Heute ist meine Scham von mir abgefallen, und ich stehe so ohne Stolz und in so trauriger Armut da, daß du mir
helfen würdest – wie die Madonna. Daß du zu mir kämest, ich weiß es, trotzdem ich dich ausgetrieben habe. Der
Teufel hat mich von dir weggezogen. Du warst das Leben in der Seele. Eva war nur ein Spiel. Dieses Spiel ist
durchschaut. Dieses Spiel ist aus. Irene, Irene! wenn du nicht mehr bist – dann ist die Welt nicht mehr.‹

960

Die Piazza

Der Grübler solcher Fragen und sehnsüchtige Erwecker seiner geheimsten Tiefe – er wandte sich nun ab vom
Fensterausblick auf das Paradies von Umbrien. Setzte den Hut auf und ergriff den Stock. Er ertrug das Zimmer nicht
965 mehr. Drüben plätscherte Lily mit Wasser und trällerte irgendeinen Song von Love und sweet Boys. Er klopfte an:
»Du, ich gehe voraus. Ich warte unten. Ich setze mich vors Portal.«

Sie rief zurück: »Du willst ja nur mit deiner Ersten . . .« Sie wollte ›flirten‹ sagen, aber sie unterdrückte immerhin das
Wort, das hier nicht ganz zu passen schien. »Also ich komme nach.«

Forest klingelte nicht dem Aufzug. Er schritt die Treppen hinunter und ging durch die Hall ins Freie. Rechts und links
970 vor dem palastartigen Portal war je eine Steinbank an die Mauer gebaut. Ein Hotelbursche, ein Kerlchen von achtzehn
Jahren, mit schlaun Augen, lehnte an einem Pfeiler und steckte die eben gelesene Zeitung in die Tasche – besann sich
aber, und reichte sie Forest: »Vuole?«

Nein, danke, er wolle in den schönen Abend sehen und nicht in die Zeitung. Er setzte sich auf die eine Steinbank. »Ein
wunderbarer Wagen, dieser rote, der heute da drüben an den Bäumen steht«, plauderte er, und vermied die Frageform,
975 um desto mehr zu erfahren.

»Ja eine herrliche Maschine.« Der kleine Hausdiener unterhielt sich gern. »Der junge Signore hat sich einmal einen
Herrenfahrer-Preis mit ihr errungen, auf der Dauerfahrt ›Rund um Italien‹. Er fährt sehr gut.«

»Ist es der Sohn der Dame?«

»Nein, es ist ein junger Verwandter aus der Familie.«

980 »Eine reiche Familie – bei diesem Wagen?« forschte Forest.

»Ja, die Marchesa wurde sehr reich durch den Amerikaner. Sie ist hier geboren in Perugia. Sie hat Musik studiert im
Ausland. Sie hieß dann später Mrs. Mill. Aber als Mr. Mill starb, bekam sie nicht das ganze Vermögen. Das wissen
hier alle«, lächelte er verschmitzt, »und freuen sich darüber.«

»Warum? Aus Schadenfreude?«

985 »Ach nein, aber weil die Marchesa Mill so böse ist.«

»Böse?«

Der bewegliche Bursche sah sich mit einer schnellen Kopfbewegung nach Lauschern um, bevor er mit leiserer
Stimme weitere Auskunft gab: »Sehen Sie nur wie sie den jungen Herrn behandelt, wie einen Angestellten, wie einen
Chauffeur, wie einen Krankenwärter. Er muß Pakete tragen wie ein Facchino. Auch zu Mr. Mill soll sie nicht gut
990 gewesen sein. Er lebte in Chicago. Aber sie reiste ihm immer weg, nach Indien und Ägypten und Deutschland. Sie hat
auch Verwandte dort. Auf einmal wurde sie sehr krank. Sie war schon fast tot. Aber sie hatte Ärzte aus Rom und
Berlin. Sie ist sehr vornehm und kennt viele Prinzen.«

»Wo lebt sie denn?«

»Hier im Hotel hält sie seit einem halben Jahr zwei Zimmer für sich und Herrn Ferruccio – nachdem sie ihren
995 Peruginer Palazzo verkauft hat. Aber in acht Tagen zieht sie weg nach Assisi.«

»Nach Assisi zum heiligen Franz?«

Der Junge lachte. »Nein, in ihr eigenes Haus. Sie hat ein kleines altes Klösterchen gekauft und das läßt sie jetzt
renovieren, weil es sonst zusammen gefallen wäre. Ein Architekt aus Florenz richtet es ein. Jeden Tag fährt sie im
1000 Auto hinüber. Später will sie den roten Wagen aufgeben. Er ist ihr zu teuer. In Assisi kann sie von ihrem Gelde sehr
gut leben, und zur Kirche ist es auch zu Fuß nicht weit.«

»Warum zur Kirche?«

»Weil sie sehr fromm ist.«

»Fromm und böse?« fragte Forest mit einem Schmunzeln. »Ist das möglich?«

Die Antwort des Burschen fiel aus, denn eben kam Lily.

1005

Sie hatte sich mit aller Kunst geschmückt. Sie trug ein seidenes Blüschchen mit kleinen roten Karos; dazu den blauen
Rock und eine enge, weiß-blau gestreifte Smoking-Jacke. Der Hals stieg hoch und gerade aus dem Seidenkragen. Die
Brauen waren nachgezogen, die Lippen hellrot aufgefrischt. Sie fühlte sich. Man sah's an ihrem Lächeln und den
Seitenblicken ihrer hellblauen Email-Augen. »Da bist du ja. Es hat etwas länger gedauert. Aber der alte Stift ist mir
1010 abgebrochen und ich habe mir mit einem Ruck das ganze Kinn verschmiert, ›wie von Blut gerötet‹, weißt du am
Schluß in der ›Carmen‹. Da mußte ich nochmals anfangen mit der blutigen Malerei.«

Forest hing seinen Arm in den ihren. »Und das Blutbad werde ich dir auch gleich zeigen, das die Baglioni hier
angerichtet haben«, sagte er und streckte dem redelustigen Boy ein paar Zigaretten hin.

»Aber doch keine Ruinen und kaputten Säulen?« fragte sie scherzend.

1015 »Nein, hier ist alles noch verflucht lebendig«, entgegnete er. Dann setzte er sich mit Lily in Gang. »Jetzt wirst du die
Piazza sehen, auf der's jeweils auf Tod und Leben ging.«

»Das waren halt diese historischen Zeiten«, meinte Lily. »Da hat man immer gern geköpft und gehängt.«

»Die Zeiten sind immer historisch, liebe Lily – wie wir selber in unserer Umgebung ›historisch‹ festgenagelt sind. Das
heißt: du, Lily, bist vielleicht eine Ausnahme. Die Lilys nämlich bleiben ewig jung und reifen nicht ins Alter und
1020 fallen zu allen schweren Zeiten aus der Zeit.«

»Das glaube ich nicht, denn ich bin zeitgemäß in allem und modern.«

»Aber du bist leicht und flüchtig wie ein Irrlicht, und wenn das Schicksal auf deine Seele Pfeile schießen will, dann
können sie nicht treffen . . . Denn – wie schon von dir selbst gesagt – du hast ein Rundreisebillet und kommst immer
wieder nach Berlin.«

1025 »Komm ich auch«, lachte Lily. »Aber sieh die wunderbare Straße!«

Sie waren um die Ecke des Hotels den Anlagen entlang geschritten und bogen in den Corso Vanucci ein, der nach
dem Familiennamen des großen Perugino heißt, des Lehrers von Raffael. Die Häuser rechts und links ließen sie
gleichgültig; aber im Abschluß der leicht geschweiften Straße sah man die Kathedrale mit den schief gestellten
1030 farbigen Viereckplatten, die wie ein Netz die Seitenwand vor der Piazza überzogen. Als linke Kulisse ragte turmhoch
der festungsartige Palazzo Communale auf. Sie näherten sich; der Platz ging auf vor ihnen. Selbst die so zeitgemäße
Lily rief: »Zauberhaft!«

Da stand man im Viereck des Gemäuers wie in einem riesigen Burghof, beschattet von der Stirnwand des Palastes, zu
dessen hochgelegtem Eingang die sich verjüngende Freitreppe empor steigt. Ein mächtiger Würfel, ein drohender
1035 Block, nur gemildert durch den gelbrötlich warmen Ton der Mauer und die ins harte Steinwerk gleichsam eingefeilten
dreigeteilten Fenster. »Da an den Schießscharten haben die Baglioni die Hundertunddreißig aufgehängt, die der
Familie Oddi anhängen. Keiner gönnte dem andern die Macht; aber nicht nur aus Machtgier, sondern aus Angst. Denn
wer die Macht besaß, der nutzte sie entsetzlich aus und kannte kein Gesetz mehr. Selbst den Dom da drüben haben sie
zur Kaserne gemacht und ihre Bravi darin versammelt. Und wenn dann vom Pflaster, von den Treppen und den
1040 Häusermauern das Blut abließ und die Toten weggeschleppt waren, dann wuschen sie die Kathedralenwand mit Wein
ab und lasen drei Tage lang die Messen.«

Lily sah zum Dom. Seine riesige Seitenwand begrenzt im großen Maß die Piazza gegenüber dem Palast. Eine niedere
Treppe begleitet gleich einer Estrade die ganze Länge des Gotteshauses. Von einem Postament herab spendet ein

1045 bronzener Papst seinen Segen. Rechts von dem Renaissanceportal der Kirche klebt eine kleine steinerne Kanzel. »Hier hat der heilige Bernardino von Siena gepredigt: gegen den Übermut des Blutes und die Elendigkeit des sich in Todesangst verzehrenden Leibes – des Corpo miserabile! Ein unheimlicher Kuttenmann, entfleischt wie ein Gespenst. Aber er hatte den größten Zulauf in seiner Zeit.«

1050 »Es hat aber nichts genützt«, sagte Lily mit leiserer als der gewohnten hellen Stimme. »Denn die Baglioni haben sich bei ihrem ewigen Morden wohl nicht besonders viel aus ihm gemacht.« Dann wandte sie rasch die Augen nach der Mitte des Platzes: »Aber sieh doch den herrlichen Brunnen, so einen gibt es in ganz Rom nicht.« Und sie lief hin zu dem unsagbar schönen Rundbau der Fonte maggiore, die in drei wie Terrassen übereinander ragenden Becken ihr umbrisches Wasser sprudelt. Ein Meisterwerk der überlegten Maße, ein unbegreifliches Werk der geistigen Ruhe in einer ruhelosen bösen Sturmzeit.

1055 Auf dem vierstufigen Treppenkreis liegt das unterste Bronze-Becken mit seinen von Säulchen flankierten fünfundzwanzig Seitenflächen, deren Reliefs vom Tierkreis der Sterne, von den Monatssymbolen und von den sieben freien Künsten, von heidnischen Fabeln und biblischen Mythen erzählen. Und an den Ecken des zweiten höheren Beckens stehen die Heiligen des Christentums neben den allegorischen Weibern, die alle lateinischen Tugenden verkörpern, die das wüste Zeitalter hier wenigstens in Bronze sah. Wie ein stiller Schwan ruht das Brunnenwerk auf dem Pflaster der Piazza. Forest erklärt: »Siehst du den Schwanenhals: das dritte oberste Becken, das wie eine Blume herauswächst aus dem zweiten. Die blüht nun schon bald siebenhundert Jahre. Wahrlich, es ist eine lange lange Zeit her.«

1065 Forests Augen schwimmen vom Trunk der Schönheit, und seine Rede tönt wie ein geheimes Raunen: »Hier am Becken hat mancher Baglione seine Wunden ausgewaschen. Hier auf den schönen Stufen hat mancher noch einem schmutzigen Mönch schnell seine Morde gestanden, während ihm das Blut über die Augen lief, so daß er wie in einer roten Wolke das Kruzifix zum letzten Male sah. Hierher auf die Piazza rief die wundertätige Nonne Suor Colomba dem Guido und Ridolfo die Drohung des Himmels entgegen; predigte eifrig und vergeblich den Frieden unter die Blutigen. Hier sprengte der achtzehnjährige Simonetto Baglione mit einer kleinen Schar gegen Hunderte der Gegner. Was die wagten! Fürs Leben immer gleich den Tod. Er stürzt mit zwanzig Wunden. Aber sein Bruder Astorre eilt ihm zu Hilfe; in goldener Rüstung, hoch zu Roß, den Falken auf dem Helm – wie der himmlische Reiter in Raffaels 1070 Heliodorbild, dort im Vatikan.«

Lily erinnert sich. Die Szene spielt vor ihr und erfüllt sie. Sie hört Forest zu wie im Theater. Sie sitzen auf dem Brunnenrand, und sie hält ihren Arm in seinem. Sie mag ihn jetzt schon sehr gut leiden, wie er da erzählt. Ganz 1075 freundlich fragt sie: »Aber wie kommen diese wilden Kerle denn zu so schönen und klugen Dingen, wie sie da auf dem Brunnen alle abgebildet sind? – diese Heiligen, diese Weisheit, diese Gerechtigkeit, die Keuschheit und solche geistigen Sachen. So wie die waren, die Baglioni, da hätten sie doch zu Götzenbildern beten müssen.« Sie wickelt sich fröstelnd in ein Seidentuch. Denn der umbrische Bergwind wird frisch am Abend.

1080 »Weiß Gott, die Heiligen waren eben ihre Götzenbilder. Die irdischen Götter waren sie ja selber. Sie hatten den völlig ungebrochenen Willen zur Macht. Und waren doch mehr als Raubtiere. So wie sie mordeten, so zeugten sie Leben. So wie sie Mut hatten in der Welt, so hatten sie Angst vor der Hölle. Denn die wußten ganz genau wie die Hölle aussah; und wie man quälen und foltern kann, hatten sie selbst gelernt. Sie waren rechte Teufel. Aber aus grauenhafter Angst vor der Ewigkeit brauchten sie auch die Engel im Himmel und die Heiligen auf der Erde. In ihren Sünden riefen sie nach Reinheit. Errichteten nach dem Blutbad hier auf der Piazza zu Dutzenden Altäre, um noch in blutbefleckten Kleidern die himmlischen Dämonen zu versöhnen. Bauten mit ihrem mörderischen Geld die frommen Kirchen. Hier in dem kleinen Perugia standen den reuigen Briganten weit über dreißig Klöster offen. Sie hatten mehr Angst vor dem 1085 Tode als wir. Aber wir Heutigen haben mehr Angst vor dem Leben . . .« Forest hält ein, atmet tief, und wiederholt: »Ja, vor dem Leben . . . ohne Himmel.«

1090 Dann dämpft seine Rede sich zum Flüstern: »Ihre Angst betete nach oben. Da drüben in Assisi, wo das Gewitter über dem Berg stand, von da her wirkte das Gegenspiel aus der andern Welt. Mit nackten Füßen und im schlechtesten Tuch der Kutte zeigten die Jünger des heiligen Franz die Verachtung allen Besitzes, weil er nach Raub und Blut roch. Und wer da glaubt, daß dieses Beispiel der bettelarmen Mönche nichts wirkte bei den Unholden, der vergißt die gewaltige Angst ihrer Seele. Denn so unglaublich es erscheinen mag – es ist doch so: diese Teufel hatten mehr Seele als wir.«

»Mehr Seele als wir?« wiederholt Lilys Mund, fragend und zweifelnd.

1095 Forest hört sie nicht. »Als die Baglioni die Hochzeitsnacht des Astorre mit Lavinia Colonna in eine gräßliche Mordnacht verwandelten – Baglione gegen Baglione! – da erschrakten sie nach dem Blutfest vor sich selber. Und die Männer konnten dann im Anblick der auf der Piazza reihenweise ausgestreckten Leiber ebenso blutige Tränen heulen, wie sie blutige Wunden ausfließen ließen. Ihre Seelen wurden da so groß im Leid wie ihre Sünden. Und als des ermordeten Grifone schöne Mutter, Atalante, herbeigerufen wurde zu ihrem an vielen Wunden sterbenden Sohn, den der Vetter Gianpaolo erschlagen hatte – da fürchteten sich alle auf der Piazza vor dem Blick der langsam

Heranschreitenden und schauderten vor ihrem Fluch. Aber da geschah das Unbegreifliche: daß diese Mutter, die
1100 Bestien in Menschgestalt geboren hatte, sich zu dem verwehenden Grifone niederbeugte und ihn beschwor: den
Mördern zu verzeihen . . . Ja, das war das Heilige, das von den Bildern und aus den Kirchen zu ihnen drang. Die
Seelen hatten Angst vor der Hölle und einem göttlichen Gericht.

Wir Heutigen haben nur Angst vor der Polizei und dem Zuchthaus. Wir haben sogar Angst vor der wirklichen Tat. Es
wird heute wenig gemordet gegenüber den Zeiten der Baglione. Es wird mehr geschoben, gedreht, verleumdet,
1105 gelogen und gestohlen. Aber mit voller Verantwortung des bösen Willens zu rauben, zu schänden und zu töten – das
können unsere Seelen nicht. Denn die Seele, die haben wir dressiert und eingesperrt – und viel zu viel versichert. Wir
sündigen fast nur mit dem Verstand. Jene aber, Ungetüme im Heiligen und im Gemeinen – sie sündigten aus dem
Blute, aus dem Geblüt, aus der Wut des Herzens, aus der Not der furchtbaren, steten, unablässigen Nähe des Todes –
gegen den es keine Sicherung gibt als die Versicherung des Himmels.«

1110 Er schwieg. Und sie schwieg auch, und hielt ihn fester. Denn sie liebte ihn in diesem Augenblick. So glaubte sie. Aber
sein Arm gab keinen Gegendruck. Er spürte sie nicht.

Der Platz sah aus wie ein Kerker. Es dunkelte in diesem Mauerviereck früher als draußen in der Landschaft. Ein
rötlicher Abendschein färbte das Oberste der Steinwände. Der schöne Brunnen mit seinen Tugenden sprach Hohn den
1115 roten Greueln. Lily war benommen; mehr von den Bildern als von ihrem Sinn. Ihre Seele wachte ja nicht. Ihr Leben
spielte Leben. Kein eigenes Schicksal kam noch an ihr Herz. Sie hatte einen Geliebten im Gefängnis; er saß wegen
Betrugs. Sie glaubte auch ihn zu lieben, aber sie vergaß ihn tagelang. Jetzt aber dachte sie an ihn. Er war kein
Baglione; er war ein Schieber. Hier war Größeres. Sie fühlte es. Oh, sie spürte auch Forests menschliches Fernsein
von ihr. Wo war er jetzt? Sie witterte eine seelische, eine ungreifbare, eine unsichtbare Macht. Eifersucht kam über
1120 sie.

»Hat sie denn alles das verstanden?«

Forest wußte sofort, wen sie beschwor. »Ja, sie hat verstanden, und hat's gelitten. Sie wußte, daß uns die Kraft fehlt.
Daß wir Heutigen die Seele sehr zart behüten müssen, weil sie eben keine Kraft und keinen Gott mehr hat – weder
zum großen Frevel, noch zur großen Liebe.«

1125 Lily spottete nicht. Bei Gott – sie, Lily, war *nachdenklich* geworden. Nach langem Schweigen fragte sie scheu: »Habt
ihr auch hier am Brunnen gesessen, damals, du und Irene?«

»Nein, wir saßen auf der Kirchentreppe vor dem Papste dort. Siehst du links vom Portal, wie er da thront, Julius III.,
wie er die bronzene Hand zum Segen ausstreckt. Da saßen wir auf den Stufen unter der Segenshand und erlebten noch
einmal eine Trauung vom Heiligen Vater persönlich. Hier saßen wir wie Neuvermählte, verliebt und warm im Blut,
1130 und küßten uns – wie nie wieder.«

»Wir wollen uns auch dorthin setzen, Walter«, flüsterte Lily, so heimlich, als ob es die andere nicht hören dürfte. Und
sie will Forest mit einem Ruck am Arm zum Aufstehen zwingen.

»Wohin?« fragte er laut und hart.

»Dort unter den Papst!« sagte Lily mit einem verkniffenen Mund, der wohl wußte, daß er gerade das nicht wünschen
1135 durfte.

»O nein, mein süßes Girl«, lachte er sie sarkastisch an, »nicht unter den Segen. Der wirkt nicht auf uns.« Forest sprach
ablehnend, wurde aber wieder freundlich im Ton: »Schau dort drüben an der Ecke den Laden; dort haben wir am
nächsten Tag noch einen Hut für mich gekauft, einen breiten Borsalino . . . weiß Gott, ich habe ihn noch; ich konnte
ihn nie wegwerfen oder verschenken.«

1140 Aber Lily, in ihrem Neid auf jene andere Seele, ging auf die Ablenkung nicht ein. »Warum sollen wir nicht auch uns
beide segnen lassen? Man muß eine Photo von uns knipsen als Paar unter dem Papst? . . . Nur zum Spaß . . .«

»Zum Spaß? . . . Dazu sind wir heute zu nachdenklich.« Forest lenkte ab von dem ihn peinigenden Thema. »Mit
Päpsten ist nicht zu spassen, Lily. Hier in Perugia jedenfalls nicht. Hier sind sie besonders schlechter Laune. Sie
sterben hier zu schnell. Der Tod ist tapfer und schnell in Perugia und fürchtet die heiligsten Herren nicht.« Lily sieht
1145 vor sich hin zu Boden; sie will nicht mehr von Tod und Grab und von Ruinen hören. Er spürt's; und wie zum Trotz
erzählt er weiter: »Da hinter uns im Dom liegen allein drei Päpste zusammen in ein und demselben Marmorsarkophag:
ein Urban, ein Martinus und ein Innocenz. Der Martin hat zu viele Aale aus dem trasimenischen See verschlungen,
und zwar am heiligen Fasttag; daran ist er gestorben. Die Knochen vom Innocenz hat man inzwischen
herausgenommen und nach Rom gebracht. Es kommt offenbar doch darauf an, wohin man wandert nach dem Tode.
1150 Mit den Knochen jedenfalls . . .« Mit einem zynisch kichernden Lachen beendet Forest seine Erklärung.

Lily steht auf. Sie ist verstimmt. »Ich friere auf den kalten Steinen . . . Wir wollen gehen.« Noch einmal sieht sie zum Papst hinüber und zur Regentenburg der weltlichen Herren Perugias, dieser Baglione, Bracceschi, Donini, Penna, Conestabili und Cenci, deren Privatpaläste ja wohl in dauerhaftem Stein immer noch standen, aber deren starke, schöne Körper längst vermodert waren . . . Moderne Menschen liefen jetzt in Perugia herum. Die bisher stille Piazza wurde lebendig. Leute schwatzten in Gruppen. Der Huthändler an der Ecke zog den Laden herunter. Junge Offiziere liefen Arm in Arm. Ganze Trupps von Familien mit vielen Kindern kamen vom Corso Vanucci, machten die Runde um die Fonte Maggiore und verschwanden in irgend einem Seitengäßchen. Der Lärm nahm zu. Perugia feierte den Abend.

1155 Forest schritt mit Lily die steile Via vecchia zum Augustusbogen hinunter: uraltes hochgetürmtes Etrusker-Steinwerk, viel düsterer und menschenferner als selbst die harten Paläste der Mittelalterlichen. Dann suchte man sich durch ein backsteinernes Gewirr von steigenden und fallenden Gassen, über schmale Treppen und durch mächtige Tore nach der westlichen Stadtmauer hin, die hoch über dem Abhang die Burgstadt umzog und krönte. Ein gigantisches Gemäuer. Seit dreitausend Jahren standen die Fundamente wie ein Felsenberg. In stumpfen Dreiecken schoben sich die einzelnen Bastionen mit den Ecktürmen vor.

In glasiger Klarheit lag die Landschaft unter ihnen mit Fluß und Baum und Berg – und dort der Lago Trasimeno. Noch brannten keine Lichter in den Dörfern. Nur am Bahnhof flimmerte es wie von Leuchttieren in grünen und roten Signalen. Ein Zug sauste daher von Süden. Der fuhr schon nach Norden – fuhr in der Richtung Deutschland, wo man bald wieder ganz alltäglich leben, arbeiten, essen und schlafen würde. Wo man sich plagt mit dem allernächsten Ziel, und keine Zeit hat, fortwährend an den Sinn des Lebens oder gar des Todes zu denken – an den Tod als Steigerung der Lebenswerte, als Kontrast der Nacht zum schönen Licht . . . Herrlich wie der Tag dort drüben über den Höhen von Montepulciano noch gelb und golden ist; und da hinten sind die Berge von Assisi schon fast schwarz geworden aus ihrem tiefen frommen Blau.

1175 Das Paar stand auf einer der südwestlich vorspringenden Mauerzinnen, einer Ausbuchtung des Festungsringes, nahe der Porta del Castellano. Über eine tief eingeschnittene Schlucht hinweg sah man von hier aus zu einer zweiten hohen Bastion hinüber, die wie eine Sternzacke weit hinausragte und ihren dunkeln Umriß scharf von dem letzten Tagesstreifen am Horizont abhob: ein herrischer Thron und Turm über der Tiefe.

1180 Forest und Lily lehnten sich auf die steinerne Brüstung und blickten schweigend in der Richtung jener finsternen Bastion. Gelegentlich warf Lily Steinchen in den Abgrund; aber sie dachte weniger an dieses Spiel als an ihr Herz. Sie fühlte sich vor Forest gleichgültig.

»Warum hast du mich eigentlich mitgenommen?«

»Ich wollte nicht allein sein.«

»Da hättest du dir ja deinen Kollegen Roby mitnehmen können, mit dem du immer Schach spielst und stundenlang Zahlen zusammenzählst.«

1185 »Gerade darum habe ich ihn nicht gebeten. Und übrigens ist Roby keine Frau.«

»Aber du liebst mich nicht im geringsten, das merke ich aus jedem Wort. Du bist ja auch nicht mehr eifersüchtig.«

»Na, in Palermo, bei den Offizieren im Bristol, als du mit dem Marinehelden auf einmal weg warst – weißt du noch? eine Stunde lang im Park verschwunden warst?«

»Das ist schon lange her.«

1190 »Fünf Tage.«

»Und wenn ich mich jetzt in den jungen Kerl im roten Lancia verliebe?«

»Ich sagte dir ja schon: vielleicht eine Partie.«

»Aber wenn die Alte nicht will? Die ist natürlich eifersüchtig auf jede Junge.«

1195 »Ja, da kann ich nicht raten. Wenn du eine Baglione wärst, dann brächtest du sie eben um . . . Aber du bist eben eine Lily Schulz – und hast ein Rundreisebillet zur Rückfahrt nach Berlin.«

»Du bist so spöttisch.«

»Und du siehst nichts.« Forest wies zur Bastion hinüber. »Da läuft dein Bräutigam.«

1200 Wirklich sah man den jungen Herrn Ferruccio mit der weißen Mütze gegen die äußerste Brüstung schlendern. Und aus den Bäumen der dahinter liegenden Anlage folgte auch schon die Marchesa. Man sah die beiden nur als schwarze Silhouetten vor dem Horizont. Ein widriger Wind hatte sich plötzlich erhoben, lautlos und scheinbar ohne Richtung,

wie von oben. Die Bäume nickten traurig mit den Kronen.

Forest starrte wie im Traum: Irene, ganz wie der Schatten von Irene. Nein, die Gestalt bewegt sich jetzt, verändert sich, verschiebt sich ins Bizarre. Nein, es ist nicht Irene. Selbst das Leibliche verlor die ferne Erinnerung; wurde alt, lemurenhaft, und starb aus dem Gedächtnis. Denn die Marchesa hatte ihre große Haltung nicht mehr wie noch vor
1205 einer Stunde, als sie mit Ferruccio zur Stadt geschritten war, befehlerisch wie eine Fürstin. Denn sie ging jetzt am Krückstock und der Rücken war etwas gebeugt – oh *corpo miserabile*. Der plötzliche Wind hatte ihr offenbar den Schleier gelöst, so daß er wirr nach hinten flatterte. Es war zu dunkel und zu weit, um ein Gesicht genau zu sehen. Aber der Kopf, so wie man ihn für einen Augenblick als schwarze Kugel sah, schien eigentümlich klein, und streckte sich auf dem vorgeneigten Hals krampfartig vor. Jetzt raffte die Marchesa hastig den Schleier wieder um ihr Haupt.
1210 Mit heftigen Bewegungen der Arme, die eine von Forests Punkt aus unhörbare Rede begleiteten, bedrängte sie den Jungen. Der stand respektlos mit einer Hand in der Tasche da und hörte sie nur von der Seite an.

Hier war Unfrieden, hier war Trotz, hier war Krieg. Die Marchesa fuchtelte mit der Krücke bald rückwärts nach der Stadt, bald südlich nach der Dämmerung von Assisi. Sie packte gewaltsam Ferruccios Schulter und suchte ihm mit ausgestrecktem Stock etwas zu zeigen, was er nicht sehen wollte. Da hob sie mit dem langen mageren Arm die
1215 Krücke hoch, wie eine Drohung, daß sie schlagen würde. Er riß sich unwillig los von ihrem Arm, und schritt langsam zurück von der Brüstungsmauer nach der Anlage. Da schrie die Marchesa seinen Namen so laut, daß ihn Forest und Lily auf ihrer Zinne deutlich hörten. Die Alte eilte zur Brüstung zurück; suchte den einen Fuß auf die Mauer zu setzen. Ihr Rock flatterte. Der rasche Wind verstärkte sich. Wieder löste sich der dunkle Schleier in der Hast ihrer Bewegung. Wollte sie sich hinunterstürzen? Der Abgrund drohte in schwarz violetten Schatten . . . Sie starrte
1220 hinab . . . Sie wankte zurück. Verharrte in geduckter Haltung.

Ein Grauen ging von dieser Spinne aus. Sie fluchte mit erhobenem Kopf nach oben zum Himmel. Ein Böses tobte aus ihr. Ichsucht und Habsucht war jede Geste. Den Schleier festigte sie wieder und verhüllte sich. Noch einmal reckte sie sich auf in ihre gebietende Haltung, sank aber gleich in ihre Schwäche zurück. Gierig spähte der Kopf noch seitwärts in die Landschaft, als sie sich schon zur Stadtmauer wandte, schwer sich mit krummem Leib auf ihre Krücke stützend.
1225 Sie verschwand in den Bäumen der Anlage . . .

Jetzt legte sich der Wind. Die Landschaft grünte auf – noch einmal lebte sie auf im letzten Tagesschimmer, als die Marchesa sie nicht mehr segnete, nicht mehr verfluchte.

1230 *Das Gespenst*

Es war nach acht. Es wurde dunkel. Sie kamen ins Hotel. Der Geschäftsführer wies mit dienernder Hand zum Speisesaal . . . Da stutzte Forest. Man hörte plötzlich kräftig und schneidend die Quintenstriche einer Geige. Von oben kam's aus einem der Zimmer. Es waren die unverkennbaren Doppeltöne, mit denen die Stimmung des Instruments zu Anfang jeden Spieles geprüft wird. Auch der Tod in der Danse macabre stimmt genau so. Eine brutale Hand mochte
1235 diese reißenden Töne aus den Saiten kratzen: G–D–A–E.

Forest hob den Kopf und lauschte. Der Hotelherr erklärt mit Bedeutung: »Es ist die Marchesa, ein Gast von uns. Sie ist eine Künstlerin.«

Lily fragte hastig: »Die alte Dame mit dem Schleier?«

Der Geschäftsführer nickte: »Ja gewiß, die Marchesa Mill.« Und er fügte als Höflichkeit für die deutschen Gäste
1240 hinzu: »Sie hat in Deutschland Musik studiert.«

»Eine Marchesa? Das ist doch eine Marquise?« flüsterte Lily. Walter hatte ihr nichts über seine Erkundigungen gesagt. Droben fing ein teuflisches Üben an von Gängen über alle vier Saiten. Es raste auf und ab. Forest stand unbeweglich. Auch Lily horchte so angespannt, daß ihr Mund sich öffnete.

Die Läufe begannen jeweils in dicken Kantilenen von drei oder vier Tönen celloartig auf der G-Saite und schnellten
1245 dann schlangenhaft auf bis zu den gläsernen Vögeln des Flageolets. Schließlich beruhigen sich die Gänge in der sangbaren Mitte eines Alt-Umfangs. Die Raserei des Tempos nimmt ab, wütet sich aus, findet sich aus dem Gewirr der Zweiunddreißigstel-Figuren zu Achteln – nun zu ruhigen Vierteln. Aus dem Furioso wird ein Largo, bald Bachscher Prägung, bald altitalienischer Form. Doppelgriffe singen zweistimmig, dreistimmig; es wird religioso im Ton; einige Vorschläge sind die einzige weltliche Entzückung vor den Hauptnoten der breitfließenden Melodie. Noch
1250 einmal verwirrt sich das Melos und wirft sich auf in einer freien Kadenz gegen die schwer gewonnene Ruhe der Grundstimme. Dann ermüdet der Lauf; ergießt sich in eine Coda, um abzuschließen. Aber noch wird dem Drängen zur Tonica nicht nachgegeben. Ein harter Triller hält sich aufreizend lange drei, vier Takte über wechselnden Unterstimmen . . . dauert weiter . . . verstärkt sich durch einen zweiten Triller . . . Dann ein böser plötzlicher Abriß

1255 aller Spannung. Die Quinten der Grundstimmung zerstören wieder mit grausamen Strichen die Musik . . . Man hört ein lautes grollendes Schelten . . . Dann ist es still.

Dieses ganze Konzert ging keine drei Minuten. Auch andere Gäste waren im Vorraum stehen geblieben. Der dicke Hauptportier rühmte: »Ja, hätte die Frau Marchesa nicht geheiratet, bevor sie das Konservatorium verließ, so wäre ihr Name in allen Städten der Welt berühmt geworden. Sie sagt es selber.«

»Wie ist doch ihr Name?« fragte Forest.

1260 »Mrs. Mill«, sagte der Hoteldirektor. »Aber Mill, das ist ja nur der Name ihres Gatten. Für uns Peruginer bleibt sie die Marchesa – die Marchesa di Penna – Cosima di Penna. Eine alte, sehr alte Familie von hier . . . ganz ferne sogar verwandt mit den Baglioni.«

»Mit den Baglioni? Ist das möglich?« rief Lily.

1265 »Nur von der Frauenseite her. Aber die Frau Marchesa ist sehr stolz auf diese Erinnerung in ihrem Blute. Doch die Zeiten der Baglioni«, der Hoteldirektor lächelte diskret, »das ist vorbei, gottlob schon lange vorbei.«

Forest dankte für die Erklärung und ging mit Lily zum Speisesaal. »Eine Marchesa?« wiederholte sie. »Eigentlich sieht man ihr's an. Aber wie kommt die zum Geigenspielen?«

1270 Er erklärte es so: daß die Töchter verarmter Adelsfamilien, falls sie sich nicht schon früh eine gute Partie erheirateten, am ehesten einen sogenannten »schönen« Beruf erwählten, und dann eben malten oder Musik machten. Immerhin sei es in Italien selten. Und hier bei der Marchesa scheine der Sonderfall eines einzigartigen Talentes vorzuliegen, das nicht nur aus praktischer Nötigung zum Geigenspielen kam. »Hast du denn auch gehört, wie sie die Teufel durch die Kirche heulen ließ?«

»Ja«, nickte Lily versonnen. »Sie spielt genau so, wie sie aussieht; bald fein wie eine Königin und bald wie eine Hexe. Es ist zum Fürchten, wie sie spielt. Der arme Ferruccio . . .«

1275 Jetzt sah sie sich von ihrem Tischchen aus die Gäste an: schematische Statisten eines Speisesaals, die das blonde Mädchen anlotzten. Lily aber hielt die Türe im Auge: ob der junge Mann und seine Tyrannin zur Abendtafel erschienen. Aber sie kamen nicht. Als alte Hausgäste ließen sie sich wohl im Zimmer bedienen. Lily und Forest vermieden in seltsamer Verhaltenheit des weitern von der Marchesa oder der Szene auf der Bastion zu reden. Die Worte faßten hier ja keinen Sinn. Man aß jenes charakterlose Hotelessen, mit dem so viele gute italienische Köche ihre rezenten Nationalspeisen so lange mildern und entwürzen, bis sie genügend à la Paris und Mitteleuropa verfeinert
1280 scheinen. So speiste man weder italienisch noch französisch. Nur der Vino santo, der heilige goldene Wein von Orvieto, blieb rein und gut, und nebelte den Kopf ein wenig ein, so daß Gefühl ins Denken kam. Während des Nachtischs überflog Forest eine italienische Abendzeitung und Lily blätterte im Baedeker. Sie las keinen Text; aber sie sah sich gern die Stadtpläne an, und träumte Häuser und Menschen hinein. Die Gäste verließen nach und nach den
1285 Raum. Ein affenhaft geputztes Kind mit drei blauen Schleifen im Haar brüllte fürchterlich und wurde von seinen um so stolzeren Eltern schließlich abgeführt.

»Wir nehmen den Kaffee an den kleinen Blechtischchen, da bei den Steinbänken am Portal«, sagte Forest, indem er sich erhob.

»Nicht in der . . .« fragte Lily entsetzt.

1290 »Ach so, die Bar . . .«, unterbrach er sie humorig, »wo ist sie nur?« Lily zeigte in der Hall auf ein erleuchtetes Schild, das die Hotelgäste zum Hintereingang der Bar hinwies. Forest nickte. »Aber vorher etwas Luft. Du kannst ja nachher hin.«

1295 Wie sie sich dann zum Hotelausgang begaben – da schrillten von oben die bösen Quinten wieder und die Läufe begannen von neuem. Sie wandten sich unwillkürlich – und sahen den jungen Ferruccio mit rotem Gesicht und offenbar in stummer Wut die Hotelterrasse heruntereilen, und ohne sich umzublicken, unempfindlich für jede Umgebung, mit raschem Schritt im Hintereingang der Bar verschwinden. Die Türe ließ er offen. In diesem Augenblick setzte die Jazz-Kapelle ein und überklang die Teufelsstriche der Marchesa. Da kam Lily wieder zu sich. Ihre Augen starrten immer noch auf die Tür der Bar. »Da ist etwas los mit den beiden. Aber nicht nur so ein Krach; da ist etwas Besonderes. Heute abend auf der Mauer – das war schon Film.«

1300 »Wohl möglich«, bestätigte Forest. »Der Junge sieht offen und gutartig aus, und wagt kaum einen Krawall, wenn's nicht aufs Ganze geht.«

»Du, Walterchen, ich tanze mit ihm und frage ihn aus. Dann wissen wir noch mehr vom Film. Dich interessiert's doch auch?«

1305 »Auf meine Weise schon. Obgleich . . .« Er unterbrach sich. »Jetzt aber Kaffee!« Und er bestellte durch den jungen geschwätzigen Burschen, der schon wieder an der Portalecke lehnte.

Sie saßen an der Hotelwand und schauten über die Anlage und die Balustrade weg auf die Lichter von Assisi. Sterne, unendlich viele Sterne flimmerten über den Bäumen. Forest blickte ruhig und versonnen. Lily hörte nervös nach der Tanzmusik, soweit sie nicht vom Lärm der Omnibusse, der Autos und der lauten Menschen verschluckt wurde. Denn das südliche Blut schreit mit dem Munde so laut wie möglich über die tiefe Melancholie der Augen hinweg. Im Körper sitzt die Seele oft ohne Glück.

1310

In diesem Augenblick erschien ein Riese. Lily tippte Walter erschrocken am Arm. An den Nebentisch setzte sich soeben ein hellgrau gewandeter Herr; ein sonderbarer und trotz seiner Abgewandtheit und Stille auffallender Mensch. Sein Alter war schwer bestimmbar zwischen fünfunddreißig und sechzig. Denn auf einem überlangen Körper, der über zwei Meter maß und sich bei aller Magerkeit des Leibes und der Beine am Brustkorb und am Rücken unnatürlich verdickte, saß ein sehr kleiner Kopf mit embryonhaften Zügen. Nur die knochige Nase gab dem Gesicht den Ausdruck eines Erwachsenen. Trotz der Zeichen des Alters – der vielen Fältchen um die Augen und des gelichteten dünnflaumigen Haares – schien auf den blutlosen Wangen und dem winzigen Kinn niemals ein Barthaar gewachsen zu sein. Die Augen unter den rot entzündeten Lidern sahen gelblich-grau und fast verschwimmend aus dem müden Gesicht des unheimlichen Menschen. Aber sein Ausdruck war gutartig und weckte eher Bedauern als Abscheu. Er hatte ein dickes Buch mit fest gebundenem Lederrücken auf den Tisch gelegt. Als der Kellner kam, zog er einen kleinen Dictionnaire aus einer seiner weiten Taschen, suchte eine Vokabel, und bestellte mit einer überhohen und belegten Stimme: »latte«. Und als man ihm die Milch in einem hohen Glase brachte, formte er wieder mit Hilfe des Wörterbuchs mühevoll einen italienischen Satz, mittels dessen er den Fahrplan verlangte. In der Folge beschäftigte er sich mit großer Emsigkeit damit, die ihm wichtigen und offenbar sehr zahlreichen Zugverbindungen nach Abfahrten und Ankünften in ein winziges Notizheft mit einem goldenen Crayon einzutragen. Ein grauer Sonnenschirm, wie ihn Botaniker gebrauchen, lehnte am Nebentisch.

1315

1320

1325

Erstaunt und halb beängstigt flüstert Lily: »Du, sieh mal den an. Das ist ein Riese für Entrée. Aber er sieht ganz zahm aus und tut uns hoffentlich nichts mit dem Schirm . . . Sieh mal die toten Augen.«

1330 Forest blickte prüfend nach dem Riesen hin: »Der Mann ist krank, wohl von Geburt an; ein Degenerations-Produkt von alten Eltern und noch ältern Ureltern, die verspätete Kinder zeugen. Ich sah einmal in Hamburg einen sehr weisen und sehr müden Schimpansen, der dann an Schwermut starb. Daran erinnert mich der arme Mensch. Sehr glücklich scheint er nicht zu sein . . . Mit Schimpansen habe ich immer Mitleid. Es kommt mir vor, als wären sie vom Schöpfer zum Menschen bestimmt gewesen, aber im letzten Augenblick vor der Vollendung hätte die werdende Seele Nein gesagt, aus Angst und Feigheit vor allem bewußten Tun und der furchtbaren Selbständigkeit des Menschen, dem Gott heute nicht mehr hilft.«

1335

»Aber den Tieren hilft er wohl?«

»Sicher hilft er den Tieren; denn die denken ja nicht aus sich heraus – wie wir es tun.«

»Aber sterben müssen sie doch!«

1340 »Aber sie wissen's nicht und leben immer im Paradies. Doch der da drüben, der weiß es offenbar sehr gut. Er erhielt einen Körper, der gegen seinen Willen aufschloß und nicht leben will; und eine Seele, die nicht im Frieden sterben kann.«

»Woher weißt du denn das vom bloßen Sehen?«

1345 Ohne sie anzublicken, sprach Forest vor sich hin: »Das Sichtbare ist ja nur ein Zeichen für das unsichtbare Ganze. Gelegentlich kann man die Zeichen deutlich lesen.« Dann sah er seitlich nach ihr hin. »Du weißt ja auch vom bloßen Sehen, daß dein Ferruccio mit seiner Marchesa einen schweren Film zu drehen hat . . .«

Er schloß die Augen. »Und mich selber blufft ja die Marchesa auch mit unsichtbaren Dingen . . . Das liegt so in der Luft und man denkt durch die Nase.«

1350 Lily zupfte ihren Seidenkragen zurecht. »Ach der Ferruccio tut mir leid. Wir gehen jetzt in die Bar und sehen nach ihm.«

»Geh vorerst nur allein. Ich bin noch nicht empfänglich für die Jazzmusik.«

1355 Lily stand eilig auf und schritt zum Straßeneingang der Bar. Im Vorbeigehen stieß sie versehentlich an den Stuhl, an dem der Schirm des grauen Mannes lehnte. Ohne daß Lily es beachtete, fiel der Schirm zu Boden. Forest bückte sich sofort danach und reichte ihm mit einer Entschuldigung dem langen Herrn. Der blickte überrascht von seinem Fahrplan auf, schob die Lesebrille auf die winzige Stirn und schaute Forest mit einem fragenden Lächeln ins Gesicht. Er hatte von dem Fall des Schirmes nichts bemerkt und begriff in tiefer Zerstreutheit erst nach und nach den Sinn der Anrede.

»Ach so«, erwiderte er endlich in einem rauhen Deutsch, » . . . ja, es war nur der Schirm . . . Ich danke Ihnen . . . sehr

freundlich von Ihnen. Es fällt hier auf; man ist nicht sehr höflich zu mir in diesem Lande; da ist man dankbar für eine Höflichkeit.« Er hustete nach jedem halben Satz.

1360 »Sie sind aber der erste, der hier die Gentilezza vermißt«, wandte Forest scherzhaft ein.

»Ja, die Gentilezza, sehr geehrter Herr . . .« Der Graue holte einen tiefen Atemzug aus seiner rasselnden Brust. »Sehen Sie, wir Holländer sind auch nicht höflich mit jedem Hergelaufenen, aber wir sind dafür solid. Doch die Gentilezza dieser Italiener, die steht nur im ›Cortegiano‹, ihrem Anstandsbuch vor vierhundert Jahren. Da waren sie noch echt; und sie führten sich innerlich so schlecht auf, daß sie äußerlich nicht fein genug tun konnten, um sich ins

1365 Gleichgewicht zu bringen. Da wußten sie genau, wie man die Knöpfe auf die Jacke setzt und ob es feiner sei, einem das Stilett zwischen dem zweiten und dritten oder zwischen dem fünften und sechsten Knopf in den Bauch zu stechen. Das ist die höchste Vernunft und Sachlichkeit bei diesen Bestien von dazumal. Ich lese es im Macchiavelli, im Castiglione, im Gucciardin, im Burckhardt und im Taine. Da steht sie, die Italia grandissima, so wie ich sie liebe. Aber mit denen von heute – mit denen komme ich nicht zurecht.«

1370 »Und das neue Italien Mussolinis?«

»Das geht mich nichts an. Aber rein gar nichts! Das ist spröde Gegenwart. Mich interessiert nur der Mensch, nicht das System. Das ist politisch, aber nicht geschichtlich. Das fließt, das steht noch nicht. Das ist für die Zeitung, nicht für das Werk.« Und er schlug mit der Hand auf das dicke Buch auf dem Tische. »Ich will Giganten sehen, den Cäsar und den Borgia; nicht Mitbürger und Zeitgenossen. Heute weiß ich: nur in der Starre seiner Unsterblichkeit erscheint der

1375 Mensch. Ich habe mich mein Leben lang auf diese Reise gefreut. Ich habe Bibliotheken dafür durchgelesen, zu Hause, allein unter der Lampe.« Er sprach unendlich traurig. »Man hat ja nicht viel Verkehr; man hat ja abends Zeit. Man liest sich sein Leben so zusammen. Dafür weiß ich alles, vom Kaisergrab in Palermo bis zur eisernen Krone in Monza. Ich kann hier Fremdenführer werden für Fortgeschrittene. Aber es ist alles zu hart, zu hell, zu wirklich. Es lebt so infam. Ich halte diese grelle Schönheit so wenig aus wie den Dreck auf den Parkbänken, wo sie ihre Exkremente

1380 harmlos hinsetzen . . . Ich fahre wieder zurück.« Er hustete kläglich.

»Sie vertragen den Staub wohl nicht.«

»Ich vertrage überhaupt nichts. Mein Geist verbietet mir das Leibliche. Ich bin ein Riese der Schwäche. Im Norden ist es mir zu kalt für meine Lunge. Und im Süden ist es mir zu trocken für meine Nieren. Ich vertrage nur, was ich lese – das was ich nicht erlebe. Zum Erleben fehlt mir die Gesundheit, verehrter Herr in besten Jahren. Das sehen Sie mir

1385 doch an, nicht wahr? . . . Hier blicken alle auf mich, als wäre ich der Teufel und schlagen gleich ein Kreuz . . . Die Alten, die Baglione e tutti quanti, die hätten mich wenigstens sofort totgeschlagen . . . Aber heute schlagen sie nur ein Kreuz!«

Forest war tief verlegen. Der Mann da sprach sich von einer Bedrückung los, als hätte er wochenlang nicht geredet. »Ein Kreuz? . . . Das ist doch wohl nur bildlich zu verstehen?«

1390 »O nein, mein Herr die abergläubische Bande hat Angst vor mir, der keiner Fliege etwas tut. Aber«, er senkte die heisere Stimme bis fast ins Unhörbare: »Ich habe . . . wenn Sie nicht abergläubisch sind, Verehrtester, so sag ich's Ihnen gern . . . ich habe offenbar den ›bösen Blick‹.« Er sah mit bitterem Triumph seiner Erkenntnis von unten her auf Forest.

Der suchte nun in den gelbgrauen Pupillen zwischen den rot entzündeten Lidern etwas Stechendes, etwas

1395 Befehlendes, etwas Dämonisches. Aber er fand nichts als zwei todmüde Augen von seltsam unbestimmtem, richtungslosem, nichtigem Blick. War es das unbegreifliche Nicht-Sehen-Wollen dieser sterbenden Augen, was dem sinnlichen Volk hier furchtbar schien – weil dieser Blick die Körper übersah, oder womöglich durch die Körper hindurchging und als unsichtbarer Strahl das Herz tötete?

»Sie – und den bösen Blick? Unmöglich.«

1400 »Ein Pfarrer hat's mir gesagt in Parma«, erzählte der Fremde eifrig. »Der Küster von San Geronimo weigerte sich, mir die Krypta zu zeigen. Der Pfarrer kam dazu und erklärte mir mit höflichen und scheuen Worten: es sei halt leider Aberglaube – heidnische Erinnerung aus dem Altertum. Dabei sah er selber schief an mir vorbei . . . Sehen Sie den kleinen Kellner da am Türpfosten. Wenn ich ihn rufe, er soll mir das Milchglas wegnehmen, dann erschrickt er. Passen Sie auf.« Und unter einem ruckartigen Winken seiner Knochenhand krächzte er: »Piccolo«.

1405 Der Kleine erschrak, wischte sich mit der Serviette am Gesicht herum, als sei ihm etwas ins Auge gekommen und nahm mit abgewandtem Kopf das Tablett weg.

»Zahlen!« rief der Lange. Der Hauptkellner kam, sah starr auf den Tisch, auf dem er die Münzen herausgab gegen die Fünflirenote des grauen Herrn. Blickte ihn nicht an.

»Ecco! Da haben Sie die Variété-Vorstellung gesehen mit der Suggestions-Nummer. Ich schwöre Ihnen, ich kann

1410 nicht hypnotisieren. Aber die Kerle riechen wie die Tiere irgend etwas an mir, was ihnen zu sterblich ist. Es modert

halt im Leibe. Aber ich bin ein Pfarrerssohn. Da habe ich von Jugend auf vom Modern rühmen hören. Mein Vater nannte mich mit Vornamen Konstantin, weil das der erste Kaiser war mit Seelen-Christentum. Aber ich bin ein Letzter. Und das Fleisch ist schwach, und der Geist . . . o ich bin mir keineswegs mehr so gewiß, ob der Geist so stark wird – vom Lesen.«

1415 »Sie sind wohl Akademiker, Historiker? Sie schreiben Bücher?«

»Nein, nicht einmal das! Ich schreibe keine. Ich lese sie nur.« Der Riese an Schwäche, Konstantin, erhob sich in seiner ganzen Größe und warf sich den weiten Mantel um die Schultern. »Aber immerhin lebe ich von Büchern. Ich bin nämlich Buchhändler und stehe seit fünfunddreißig Jahren persönlich im Laden unter dem gesunden Volk. Aber ich selber bin mein bester Kunde. Ich bin Toussaint und Langenscheidt, ich bin Spengler und Buddha, ich bin sogar der

1420 Casanova . . . wenn Sie wollen . . . sozusagen . . . Aber ich fahre zurück . . .«

Er grüßte, gab Forest die dünne harte Hand, sah ihn von oben forschend an und sagte: »Auch Sie sind hier nicht ganz so heimisch . . . scheint mir . . . sozusagen . . . Sie gehören auch eher ins nördliche Klima . . . Ein bißchen Nebel ist gut, blendet ab. Treibt uns ins Haus . . . Adjö . . . Guten Abend.«

1425 Aber er ging nicht ins Hotel zurück. Der Direktor trat ihm entgegen, verbeugte sich, sprach einige Worte, sah ihn sogar an; ein aufgeklärter Mann.

Der Herr, der zum Vornamen Konstantin hieß, stieg in den Forest so wohlbekannten Hotelomnibus, der jenseits der Straße für den Nachtzug nach Mailand bereit stand. Die Hausdiener stellten zwei Handtaschen neben die Polsterbank, auf der der graue Riese saß. Er rückte an die Petroleumlaterne, die im Fond des Wagens befestigt war. Dann schlug er sein enormes Buch auf, beugte sich schwer darüber, zusammengekrümmt wie in Embryonenstellung. Und las – las.

1430 Fuhr ab von Perugia, ohne einen Blick des Abschieds vom Ort, von den Menschen. Verschwand . . . wie ein Nichts. Die Jazzmusik aus der Bar wischte ihn weg. Selbst die Jazzmusik . . .

Forest sah's und dachte: »Er ergreift die Flucht, der Schatten. Ich aber bleibe hier, ein Mann ohne Schatten . . . und muß sie ausfressen – die Wirklichkeit.«

1435 Auch Lily sah ihn abfahren, diesen Konstantin. Sie hatte schon einige Minuten scheu in der Nähe gestanden, und die letzten Sätze der Unterredung mitangehört. Doch sie wagte nicht zu unterbrechen. Jetzt aber plapperte sie los:

»Gottlob ist das Gespenst da weg. Aber dafür ist Ferruccio da. Ich habe getanzt mit ihm. Er kam sofort. Ich sagte ihm, ich würde ihn dir vorstellen. Da war er verlegen. Denn natürlich ist er verliebt in mich. Ich habe schon viel heraus aus ihm. Ich sag dir dann alles. Schauerhaft. Denk dir, sie schminkt sich im Bett. Das aber habe ich nur vom

1440 Zimmermädchen. Er spricht deutsch, weil er in Deutschland auf der Handelsschule war. Sie haben viele deutsche Verwandte. Sie lieben Deutschland. Auch die Marchesa liebt Deutschland sehr.«

Sie nahm nun Forest am Arm und zog ihn in die Bar, einen rötlich erhellten – oder viel mehr verdunkelten Salon mit Plüschfauteuils und glasbedeckten Tischen. Hinter der Bar stand ein derbes Fräulein in schwarzer Bluse. Vier Musiker machten ihren Lärm. Die Nachtwelt bestand zunächst aus einem Tisch von ebenfalls vier Personen: zwei Leutnants, einem dicken Herrn mit Brille und einer besonders stark gemalten Dame in ausgeschnittenem Tanzkleid. Sie aßen alle Eis. In einer anderen Ecke saß eine zweite Tanzdame ganz allein und las den »Corriere«, während sie die Orangeade durch einen Strohhalm sog.

1445 Beim Eingang, in der Extra-Nische am verhängten Straßenfenster, erhob sich der junge Ferruccio bei Forests Eintritt, stand verlegen, aber stramm, beinahe militärisch in der Haltung. Ja, er sprach ganz gut deutsch, obschon man aus jedem Wort den Italiener hörte. Er nannte seinen Namen: »Donini.«

Ein schwarzes Röckchen zu grell gestreiften Hosen umkleidete seine mittelgroße geschmeidige Figur. Der Mund strahlte vor weißen Zähnen. Die Haare, kraus und störrisch, schienen mit Mühe glatt nach hinten gebürstet. Die Augen sahen weich und melancholisch.

1455 Forest fragte aus Höflichkeit einiges über Ferruccios deutsche Studien. Er antwortete korrekt, aber ohne jeden eigenen Einfall. Wenn Lily zu ihm sprach, lächelte er galant und sagte mit namenloser Unbeholfenheit im Ton »Gnädige Frau«. Forest fand den Jungen sympathisch. Aber Lily bemerkte auch, daß er ihn langweilte. Da schob sie das Gespräch auf die morgigen Projekte.

1460 »Du, Walter, Herr Donini hat mir erzählt, daß jeden Dienstag und Freitag ein Ausflugswagen nach Assisi fährt. Morgen ist gerade Freitag. Man geht um zwei Uhr los und ist um acht Uhr zurück. Das wäre fein. Und dann überspringen wir eben Arezzo. Herr Donini sagt, Assisi sei viel schöner.«

»Viel schöner, die Lage, das Kloster, Giotto, der Minervatempel, sehr viel schöner«, bestätigte Ferruccio mit Verbeugung.

»Herr Donini ist nämlich sehr oft in Assisi mit seiner Tante, und kennt es sehr gut.«

»Die Dame ist Ihre Tante?«

1465 »Kein richtige Tante, sehr weit verwandt, aber ich nenne sie Tante. Sie war auch die Freundin meiner verstorbenen Mutter.«

Lily warf ein, geschwätzig wie ein Kind: »Denk dir, sie betet jeden Tag in einer winzigen Kapelle vom heiligen Franz, über der man viel später eine riesengroße Kirchenkuppel gebaut hat. Ist das nicht ulkig?«

»Das ist wohl die Portiuncula?« wandte sich Forest an den jungen Herrn, der es mit aufmerksamer Miene bejahte.

1470 »Du, und da gibt es auch Rosen vom heiligen Franz, die keine Dornen tragen«, sprudelte Lily weiter. Forest nickte freundlich und fragte dann, nur um ein freundliches Interesse zu bekunden: »Wo werden Sie weiter studieren?«

Der junge Mann zauderte einen Augenblick mit der Antwort. »Ich weiß noch nicht recht . . . Vielleicht in Rom . . .«

»Aber Sie werden doch in Assisi wohnen?« unterbrach ihn Lily. »Sie sagten doch, daß die Frau Marchesa dort ein Haus hat.«

1475 Er errötete. »Ja, das ist möglich«, sagte er langsam. »Aber es ist für mich noch nicht bestimmt.«

Forest erhob sich. »Ich muß noch einen Brief schreiben, Lily. Ich gehe ins Schreibzimmer. Sie werden mich entschuldigen, Herr Donini. Laßt Euch nicht stören.«

»Und morgen Assisi?« bat Lily.

»Wir werden ja morgen sehen – je nach dem Wetter. Es gewittert ja bisweilen hinter dem Subasio.« Er sagte es sehr
1480 leise. Dann wollte er gehen. Aber da stand Ferruccio hastig auf, in der verlegenen Beflissenheit, dem Mann, von dessen Frau er sich bereits verzaubert fühlte, zu zeigen, daß er das Alleinsein mit der Dame durchaus nicht dem Zusammensein mit ihm, Herrn Forest, vorziehe. Er war so gar nicht frech. Seine Stirne zuckte nervös über den Augen, und widersprach der beherrschten Haltung von Kopf und Körper. Aber Lily zog ihn burschikos auf die Plüschbank zurück. »Bleiben Sie nur zum Plaudern bei mir, wenn der Herr Professor schreiben muß . . .« Und zu Forest: »Du
1485 verziehst dich und verschwindest geheimnisvoll wie der lange Konstantin. An wen schreibst du denn noch um zehn Uhr nachts?«

Er überhörte den spitzen Ton ihrer Frage. Antwortete nur: »Irgendwohin nach Deutschland«, und ging.

1490 *Die Marchesa*

Die beiden Jungen sahen Forest nach bis sich die Türe hinter ihm schloß. Sein wortkarger Abgang veränderte die Situation. Ihr Alleinsein machte sie verlegen. Auch die Musik überklang nicht ihr beredtes Schweigen. Lilys Mundwinkel zuckten leise. Endlich sagte Ferruccio: »Sie haben einen sehr guten Mann.«

»Aber er liebt mich nicht«, seufzte Lily mit gesenktem Kopf, als sei diese Erkenntnis wirklich ihr größter Schmerz.

1495 »Impossibile«, rief er erstaunt. »Aber wenn es wahr ist, so kann man nichts machen. Die Liebe ist sehr stark. Aber sie vermag nichts gegen das andere Herz.«

Jetzt raffte sich Lily aus ihrer melancholischen Anwandlung auf. Sie war von jeher kühn im Umgang mit Anbetern. Sie suchte Ferruccios Hand: »Aber wenn beide Herzen wollen?«

Er ließ ihr verlegen die seine, ohne einen Gegendruck zu wagen. »Meine Tante sagt: man muß das Herz zwingen.
1500 Aber sie ist stärker als ihr Herz . . .« Seine schwarzen Augen blickten schwer.

»Ich hab's gesehen«, sagte Lily leise.

»Wo?« Seine Augen sahen erschreckt unter den starken schwarzen Brauen.

»Heute abend auf der Stadtmauer . . . über der Porta di . . . del . . .«

»Porta di Castellano . . . Sie haben die Szene gesehen? . . . gar gehört?« fragte er entsetzt und aus tiefster Scham, die
1505 seine kindliche Seele nicht verdecken konnte.

»Nicht gehört, aber verstanden.« Lily blickte ihn mit guten Augen an. »Ich habe gesehen, daß Sie gut sind und daß die Marchesa böse ist.«

»Ist das möglich? Ist das wahr?« Er schrie es beinahe. Dann griff er krampfhaft mit beiden Händen nach ihrem Arm.

»O Gott, ich danke Ihnen, daß Sie gut von mir denken.« Es zuckte in seinem Gesicht; er verlor jede Fassung. Es

1510 weinte aus ihm heraus: »O Gott, o Gott, sie ist ein Teufel.« Dann ließ er den Kopf auf den Arm sinken, um die nassen Augen zu verbergen. Erhob sich aber sofort, sich seines Ausbruchs schämend, und schritt nach einer raschen Verbeugung, keines Wortes fähig, hinaus.

Lily rasch ihm nach. Er eilte über die Straße hinweg nach den dunkeln Anlagen. Sie erreichte ihn unter den ersten Bäumen. Sie redete auf ihn ein mit guten dummen Worten wie zu einem Kinde. Sie wollte ihn aufhalten, faßte ihn an
1515 der Schulter. Aber starr lief er weiter durch einen finstern Baumgang, der sich parallel zur Aussichts-Ballustrade hinzog. Durch das Laub blinkten die fernen Lichter von Spello und Assisi. Vor einer Bank erreichte Lily den Jungen und drängte ihn auf den Sitz. Sie streichelte ihm übers Haar. Sie liebte seine Hände.

Da vertraute er ihr völlig wie seit langen Jahren keinem Menschen. »Sie schöne blonde Dame . . .«, begann er schüchtern. Und korrigierte sofort die leise Intimität der Anrede, indem er nochmals anhub: »Sie schöne gnädige Frau.
1520 Ich will weg von hier, fort aus diesem Teufelskloster. Ach, wenn sie nur sterben könnte . . . Es ist ein Frevel, das zu wünschen. Aber es wäre gut vor Gott.« Er schluchzte, und Lily fühlte zum erstenmal in ihrem nichtigen schicksalslosen Leben ein mütterliches Gefühl des Helfenwollens. Und es war nicht mehr Neugier, nicht Flirt oder kokette Werbung, sondern wahres Mit-Leid strömte aus ihr, als sie jetzt, selber unter Tränen, ihn bestürmte: »Reden Sie doch, Ferruccio. Sagen Sie mir doch alles, was Sie quält. Ich will Ihnen helfen, wenn ich kann. Wo wollen Sie
1525 denn hin?«

Da brach alles in ihm auf. Die Seele sprengte die Hemmungen des »Ansiehhaltens«. Er sah dies fremde Mädchen, ohne jedes Wissen um ihre sonstige vom Geist verlassene Öde. Er nahm sie ernst. Wahrhaftig: zum ersten Mal nahm ein Mensch Lily ernst. Wohl sprach Forest gelegentlich auch »Ernstes« zu ihr; aber wie im Monolog, als wäre sie nicht da.
1530 Jetzt aber drang etwas Wirkliches auf ihre Seele ein, so daß ihr eigenes getroffenes Herz aus ihr heraussprang – von ihr zu dem Jungen. Der spürte die seelische Umfassung, wurde weich, und ergoß sich, der wortkarge Mensch, in übersprudelnden Sätzen.

Er sei Kadett gewesen, in Turin; sei wegen Verleumdungen und Mädchensachen von der Militärschule geflogen. Die Marchesa, die seine Erziehung bezahlte – denn er sei Waise – sie tobte und strafte ihn nun für die Unehre, die er der Familie angetan, mit der Behandlung eines Domestiken. »Ich besitze ja nichts und sie ernährt mich. Und dann habe
1535 ich ja auch den Wagen. Und dennoch bin ich ein geprügelter Hund.« Denn es sei ja nicht allein dieses Paket-Tragen und Chauffeur-Spielen und der Befehlstön vor den Leuten. Nein, sie sei neidisch auf seine Jugend; sie betrachte ihn als das einzige, junge, wachsende Glied ihrer morschen Familie, mit deren letzten alten Leuten sie seit der amerikanischen Heirat zerfallen sei. Und er, Ferruccio, müsse ihr nun dafür sein Leben opfern. Sie liebe ihn eigensüchtig und sei eifersüchtig auf ihn wie eine hysterische Geliebte. Eine süße Freundin von ihm – *dolcissima!* –
1540 habe sie vor seinen Augen ins Gesicht geschlagen. »Weil sie selber alt ist und sehr krank . . . oh, furchtbar krank. Sie trägt doch den blauen Schleier. Heute abend auf der Bastion – da löste er sich vom Hut. Oh, ihr Gesicht, oh, es ist entsetzlich. Ein Haupt der Gorgo. Die Wangen sind weg. Die Nase schrumpft. Der Hals ist ein Loch. Seit einem halben Jahr kennt niemand mehr ihr Gesicht. Man sieht fast nichts durch den fatalen Schleier. Sie schminkt sich ganz rot, damit es rosa durch die Hülle schimmert. Nur wo die Augen sind, ahnt man manchmal zwei glitzernde Punkte in
1545 den dunkeln Löchern . . . Sie schläft auf dem Rücken. Wie eine Leiche, die Arme gerade über der Decke. Sie läßt niemanden in ihr Zimmer. Ich sah's nur einmal, als sie ohnmächtig geworden war. Ich hörte ihr Stöhnen. Dann wurde es still. Der dicke Portier, die Cameriera, der Doktor und ich, wir brachen das Schloß auf. Da sahen wir sie. Aber sie hatte den Schleier um, selbst in der Ohnmacht . . . Auf dem Marmorwaschtisch hat sie einen Altar gebaut. Keine Madonna steht da – denn sie liebt die Madonna nicht, weil sie ein Weib ist! – sondern der heilige Franz, der heilige
1550 Dominikus und der heilige Bernardino von Siena; der schwarze mit dem gipsweißen Gesicht und den stechenden Augen. Er könnte ihr Bruder sein, der fürchterliche. Er war im Heiligen so schrecklich wie die Baglioni in der Sünde. Siebenundsechzig Kerzen hat sie auf der Marmorplatte aufgestellt; für jedes ihrer Jahre eine . . . Sie betet nie ein vorgeschriebenes Gebet. Sie klagt nur und fleht, daß sie nicht sterben müsse. Sie baut sich ein Haus in Assisi, aber kein Grabmal auf dem Campo Santo wie alle anderen Familien von Adel. Sie hat nur einen einzelnen Begräbnisplatz
1555 gekauft. Der steht voller Rosen aus dem Gärtchen des heiligen Franz, damit sie keine Dornen tragen sollen. Aber nie geht sie dahin. Vor lauter Beten um die Seligkeit fürchtet sie ihr Grab. Die Angst ist ihr Wahnsinn. Sie lügt sich vor: die Seligkeit des Paradieses sei ja viel zu groß für ihre grauenhaften Sünden. Sie brauche daher noch sehr viel Zeit auf Erden zur Säuberung ihrer Seele. Niemand weiß genau, wie Mr. Mill gestorben ist. Sie brauchte viel Geld für ihr Leben, ihre Reisen, ihre Verschwendung. Nun will sie den Tod verschieben . . . Sie rast mit dem Wagen allein oft
1560 hundertzwanzig Kilometer; es ist wie eine Flucht, ein Wettlauf mit dem Tode. Der rote Wagen muß siegen. Sie sitzt darin aufrecht wie aus Stahl, wenn sie der Anfall nicht gerade schwächt und krümmt. Jetzt, heute setzte es wieder ein; die Schwäche kam, der Krampf; sie fiel zusammen . . . Aber sie zwingt sich wieder hoch. Haben Sie die Geige gehört? Dann hält sie's nicht mehr aus. Damit spielt sie sich aus der Welt. Dann verliert sie die Angst vor der Nacht ihres Sterbens und vor dem Tag von morgen. Denn der Gedanke, sich nun endgültig in Assisi zu begraben, ist ihr
1565 Schrecken . . . Aber sie muß dahin – weil ihr die Franziskaner sonst die Hölle versprechen. Die erben ja doch ihr ganzes Geld, und fürchten jetzt, daß sie zu Lebzeiten schon alles verschwende. Nun will sie lieber noch das freie

Leben entbehren, als die Aussicht auf den Himmel verlieren . . . Arm will sie werden wie der heilige Franz sich arm gemacht hat. Kennen Sie das Bild in der Chiesa inferiore in Assisi: »Die Hochzeit des heiligen Franziskus mit der Armut?« Nicht alle seine Jünger vermählen sich heute mit der Armut. Das Bild hat sie sich kopieren lassen für ihren
1570 Betsaal im kleinen Kloster an der Via Properzio. Riesengroß an der Wand in dem kleinen Raum. Sie würden sich fürchten vor dem Gespenst der Armut. Aber die Marchesa ist noch sehr reich, und fürchtet sich darum nicht vor dem Anblick. Die Reichen können die Armut gut vertragen. Sie verkauft ihren Lancia und glaubt, nun sei sie bettelarm und hätte getan wie die heilige Klara, oder wie er selber, der heilige Franziskus, als er die Kleider und die Schuhe auszog, um ärmer als der Ärmste zu sein . . . Aber sie will die Ärmsten noch beherrschen. Sie besticht ihre gipsernen Heiligen
1575 mit ihren Kerzen. Sie macht ihre Seele käuflich mit Musik, die aus dem Leibe kommt. Nur vor der Kirche duckt sie sich. Aber mir gibt sie keinen Soldo unberechnet für mein Leben. Die Zeche in der Bar läßt sie für mich auf Rechnung setzen. Sie schläft auf dem Scheckbuch und dem Kassettenschlüssel unter dem Kissen. Ich soll ihr Diener sein, ihr Liebblingssklave, ihr Hund zum Rufen, zum Streicheln, zum Schlagen . . . Oh, ich will nicht mehr – nein, ich will fort.«

Er schnellte mit einem Ruck von der Bank auf. Lily erhob sich auch und umfaßte ihn.

1580 »Ich will fort«, wiederholte er.

Sie aber nahm sein Gesicht in beide Hände und küßte ihn. »Wohin willst du?«

Er stutzte. »Heute noch wollte ich nach Rom. Ich habe dort einen Paten. Er ist verarmt. Er hat ein Papiergeschäft, und man verachtet ihn deshalb. Vielleicht stellt er mich an. Auch habe ich dort eine kleine Freundin . . . Aber das gilt jetzt nicht mehr wie vorhin . . .«

1585 »Warum?« fragte Lily und erwartete die einzige Antwort, die er schlüssig geben konnte und die er sofort gab: er küßte sie. Küßte sie viele Male. Und sie erwiderte mit ihren Lippen.

Nach langem Schweigen mahnte er ganz leise: »Was wird dein Mann sagen, wenn du so lange wegbleibst?«

Lily besann sich einen Augenblick, bevor sie bekannte: »Er ist ja gar nicht mein Mann; wir sind nur so . . .«

Er errötete vor Glück. Dann stammelte er: »Er darf es aber doch nicht wissen.«

1590 »Er liebt mich ja nicht«, klagte Lily fast ohne Ton und Ausdruck. »Seit heute glaubte auch ich, ihn ein wenig lieben zu können; als er so sprach auf der Piazza. Aber ich merkte: er sprach in weite Ferne hin zu seiner ersten Frau – während ich da saß, ohne daß er mich spürte. Da wurde ich traurig und neidisch auf die andere. Aber das gilt jetzt auch nicht mehr . . . wie bei dir.«

1595 »Komm morgen nach Assisi«, bat er sie. »Rede mit dem Professor, damit Ihr kommt. Die Führungen sind um sechs zu Ende. Ich will um fünf Uhr – wenn der übliche Rundgang nur noch eine Stunde dauert – auf der Rocca maggiore sein, auf der Burg über Assisi. Da ist kein Mensch. Du mußt es machen können. Ich bitte dich, daß du den Trupp verläßt, oder schlimmstenfalls kommst du mit dem Professor – und sagst: ich wolle Euch die Burg zeigen; denn dort hinauf wird man sonst nie geführt. Ich will dich sehen in Assisi. Auf jeden Fall.« Und mit einer fast soldatischen Energie im Ton fügte er hinzu: »Bis morgen weiß ich, was ich tue.«

1600 »Ich auch – ich werde es morgen wissen!« lächelte Lily und küßte ihn wieder.

Ein Schatten huschte an ihnen vorbei . . . lief an der Ballustrade weiter: verschwand im Schwarz der Büsche. Sie sahen erschrocken hin. Nein, es war nicht die Marchesa. Gottlob, es war nur irgend ein Mensch, der hier spazieren mochte . . . nur eine Täuschung . . .

1605 »Ich gehe voraus ins Hotel«, entschloß sich Lily und drückte Ferruccio zum Abschied an sich. Der kniete nieder, umfaßte ihre Knie, küßte ihre Hand und flüsterte: »Morgen!«

Sie nickte und eilte rasch aus den Anlagen hinweg zum Hotel.

Lily fand Forest im Schreibzimmer. »Hast du geschrieben?« fragte sie scheu.

»Nein.« Er sah sie nicht an.

1610 »Warum nicht?«

»Ich schrieb drei Anfänge – und fand keinen einzigen Schluß. Auch störte mich die Barmusik . . . Da zerriß ich alle drei . . .«

»Aber . . . hast du gedacht – an sie?«

1615 »Ich sagte dir ja: man wird so nachdenklich in Perugia . . . Und du, Lily?« Bei dieser Frage erhob er den Kopf und blickte sie an.

Da senkte sie die Augen: »Ich auch.«

»Und er – der Junge?«

»Ich glaube – er auch . . . Aber wir wollen hinauf. Ich bin so müde.«

Sie schritten langsam die Treppe hinauf, denn der Liftboy war nicht zu sehen. »Hat er dir erzählt von der Marchesa?«

1620 Er faßte ihre Hand. »Warum sagst du mir nichts?«

»Ich sag's dir morgen«, lehnte sie müde ab.

»Was ist mit dir, Lily?« Er empfand deutlich, daß jetzt ein völlig neues Spiel begonnen hatte. Er spürte sie anders als je, die junge Frau, als hätte sie plötzlich eine Schwere.

Aber Lily brauchte nicht zu antworten.

1625 Denn auf dem ersten Stockwerk, das sie soeben erreicht hatten, öffnete sich links im spärlich erleuchteten Korridor die hinterste Tür vor der Biegung des Ganges, und es erschien aus dem Dunkel, im weißen Nachthemd, mit rotseidenen Boudoirschuhen an den knöchigen Füßen und den runden Kopf im blauen Schleier eingebunden – die Marchesa. Tief gebückt umkrampfte sie mit ihren Spinnenfingern den Krückstock, hielt die Hand vor die Stirne gegen das düstere Deckenlicht, und rief armselig hohl und fragend: »Ferruccio?« . . . Dann erkannte sie den Irrtum. Sie sah das Paar.

1630 Er aber kam noch immer nicht. Er hatte den unbegreiflichen Mut, zu trotzen; sie zu verlassen; sie dem Tode zu verraten – er, das Leben. Sie fühlte sich elend und allein, die Nachfahrin der Penna und Baglione . . . Nur dieser Junge da blieb noch als letzte Hoffnung ihres Blutes. Aber das Leben verließ sie. Ferruccio wollte kein Teil sein von ihr. Ja, er verriet sie der Nacht und dem Tode. Er kam nicht . . . Ferruccio . . . Er gehörte einer anderen Macht . . . Sie war entrechtet . . . verlassen . . . aufgegeben . . .

1635 Sie umklammerte fester den Krückstock. Sie wandte sich, schielte noch einmal seitwärts zu den Störern, schüttelte hin und her den Totenkopf . . . über das Unbegreifliche . . . und verschwand im Dunkel des Korridors.

Die beiden schauderten. Verzogen sich nach kurzem »Gutenacht« auf ihre Zimmer . . . »Nein, es ist nicht der Engel«, atmete Forest auf. »Nein, bei Gott, sie ist es nicht.« Er legte sich aufs Bett.

Von unten klangen auf einmal wild und schrill die Quinten der Geige.

1640

Wallfahrt nach Assisi

Der neue Tag brannte schon am Morgen unter einer weißen Sonne, in Dunst und Staub und Glast. Die Erde fieberte.

1645 Auch in Lilys Körper strömte nach einer durchwachten Nacht das Blut erregend und zugleich beklemmend wie im Fieber. Aber das war nicht die Sonne, das war die Liebe.

Nach dem Frühstück stand sie zum Ausgehen fertig vor dem Hotelportal und wartete auf Forest, der das vergessene Reisehandbuch vom Zimmer holte. Sie zeichnete mit ihrem Sonnenschirmchen verträumte Hieroglyphen auf die weißen, heißen Steinplatten des Pflasters. Durch ein Fenster im ersten Stockwerk sieht's Ferruccio. Seit einer halben

1650 Stunde hat er schon auf sie gelauert. Jetzt eilt er hinunter zu ihr. Das Blut klopft ihm in den Schläfen. Tief errötend geht er auf Lily zu.

»Wird es mit Assisi?« fragt er hastig. Er wagt am lichten Tag keine Anrede, weder mit Du noch mit Sie. Der Tag ist schamlos, die Nacht ist keusch.

Auch Lily ist zuerst befangen vor dem Tage, und flüstert: »Wir fahren mittags mit dem Autobus; aber nur, wenn das

1655 Gewitter nicht wieder aufzieht – wie Forest meint. Ach immer denkt er an Gewitter und dergleichen.«

»Die Marchesa macht am Vormittag noch Einkäufe für das neue Haus. Wir fahren auch erst mittags nach Assisi; zuerst aber zur Portiuncula zum Beten.«

»Portiuncula? – aha die winzige Kapelle unter dem Riesendom – wo von den Rosen des heiligen Franz die Dornen fielen?«

1660 »Ja, die Rosen ohne Dornen, Signora Lily.«

»So sag mir doch nicht Signora Lily oder gar gnädige Frau«, schilt sie ihn; fährt aber sofort zärtlich fort: »Hast du die Nacht denn vergessen?«

»O Lily, niemals vergesse ich diese Nacht.« Er glüht vor Gefühlen und stammelt: »Ich liebe sehr, wenn ich liebe.«

Lily hat nicht gleich eine Antwort. Dann finden sich die zögernden Worte: »Ich glaube – ich fange erst an.«

1665 »Liebt er dich sehr, der Professor?«

»Er liebt ja eine andere.«

»Aber es ist unmöglich – oder sie ist ein Geist. Keine kann schöner sein als du – das weiß ich so gut, seit ich dich kenne.« Dann fragt er forschend: »Bist du nicht eifersüchtig auf die andere?«

»Auf diese nicht – sie ist weit weg – auf diese nicht mehr. Seit ich dich kenne.«

1670 Er beherrscht sich kaum vor Glück. »Ach Gott, jetzt muß ich gehen. Die Marchesa sah mich an der Treppe und befahl mir, Zigaretten zu holen. Sieh hier.« Er öffnete die Hand und zeigte ein paar Münzen. »Sie hat mir das Geld bis auf den Centesimo vorgezählt. Es ist eine Schmach.« Er schüttete die Münzen in die Hosentasche. »Leb wohl für jetzt. Wir sehen uns bald, auf der Rocca oder irgendwo . . . Ich verliere dich nie mehr aus den Augen.«

»Nie mehr aus den Augen – ich auch«, seufzt es aus ihr.

1675 Er möchte sie küssen; besinnt sich aber, wo er sich befindet, drückt ihr die Hand und eilt hinweg.

Forest kommt. Er hält das Handbuch und scherzt: »Jetzt Lily hast du wieder einen kompletten Reiseführer; denn ohne Buch bin ich ja nur ein halber Mensch und Wegweiser . . . beinahe wie der Riese Konstantin von gestern . . .«

1680 Lily steht verwirrt. Sie hört nicht auf seinen Scherz. Doch mit dem Ausdruck eines wichtigen Entschlusses sagt sie unvermittelt: »Du, ich habe ihn gesprochen.«

»Ihn? – ach so, den Ferruccio.« Forest streicht ihr übers Gesicht. »Du gute Lily, du hast so etwas Neues in deinen Augen; so etwas, sagen wir – Nachdenkliches. Was ist's?«

1685 Sie nimmt seinen Arm. »Ich muß dir etwas sagen, gleich, sofort, weil du gut bist, Walter. Gestern in der Bahn hätte ich dir so etwas noch nicht gebeichtet. Aber seit dem schönen Brunnen – und dem Papst mit dem Segen – hast du mich anders gemacht, und du steht mir viel näher – trotzdem du an die Erste denkst.«

»Also dann beichte nur«, lächelte Forest.

Ganz leise kommt es über ihre Lippen: »Verzeih mir – aber ich liebe ihn.«

1690 Forest sieht sie einen Augenblick verwundert an, traut ihrem Ernst nicht ganz. Dann nickt er mehrere Male mit dem Kopf, halb fragend, halb bestätigend. »Das ist schön von dir, Lily. Die Wahrheit ist auch gelegentlich etwas Schönes. Beinah siehst du schon wie ein Mensch aus, du Engel. Ich gratuliere dir.« Er wendet sich im Gehen etwas von ihr ab. Er will nicht weiter fragen. Nur kein neues Schicksal in seiner Nähe! »Aber komm jetzt, wir wollen spazieren in Perugia.«

1695 An diesem Vormittag zeigte ihr Forest nun all die schönen Stätten, die Klöster, die Kirchen und die Promenaden; durchwanderte mit ihr gigantische Tore und enge Gassen; führte sie über steinerne Brücken und steile Stiegen von der Unterstadt in die Oberstadt. Sie hatten auch den »Cambio« besucht, die alte Wechselbörse der Bankiers, deren Wände Peruginos sanfter Pinsel geschmückt hat mit den vier Kardinaltugenden in antiker Strenge und den drei christlichen Tugenden in gläubiger Milde. Alle Weisheit und Liebe wurde da gepredigt von Sokrates bis Jesus Christus – hier im Hause des Mammons. Wie sonderbar mischen sich die beiden Welten, in denen der Mensch gleichzeitig lebt: in der Gerechtigkeit und in der Ungerechtigkeit; in der Gier und in der Hingabe; gestern noch im Leicht-Sinn und heute im Tief-Sinn.

1705 Lily hatte es erlebt – den Weg vom leichten Gestern in das schwere Heute. Sie hielt sich während dieser Wanderung in Perugia immer dicht neben Forest, trotzdem ihr weibliches Denken und Verlangen nur auf Ferruccio gerichtet war. Ob Walter alles, die ganze Verwandlung ahnte? Warum will er nicht fragen? Wie viel leichter als die selbstgewollte Aussage wäre jetzt eine erfragte Antwort. Doch als sie durch den Park vor der Porta del Frontone schritten, sagte sie plötzlich: »Wir werden uns heute auf der Rocca Maggiore treffen.«

»Wir? – auch ich womöglich?« fragte Forest mit gespielter Lustigkeit.

»Ja auch du, wenn du willst. Denn du sollst ja alles wissen.«

Forest wehrte beinahe heftig ab: »Warum alles?«

1710 Lily aber sprudelte los und erzählte in aller Ausführlichkeit vom gestrigen Abend, von Ferruccios Ausbruch und von ihrem Mitleid.

»Und dann habt Ihr euch geküßt?« Forest drohte ironisch mit erhobenem Finger.

Lily hätte die Küsse aus Takt vor Walter und aus Schonung für Ferruccio verschwiegen. Auf die direkte Frage aber

sagte sie mit tiefem Erröten: »Ja wir küßten uns. Aber es war kein bloßer Flirt – glaub mir es, Walter – das erste Mal kein Flirt. Es ist ganz anders.«

1715 Forest sah sie von der Seite an. »Dann wäre es also für dich diesmal – der Erste? . . . Sie standen im Chor des Benediktinerklosters San Pietro de' Cassinensi und blickten durch eine geöffnete Türe auf das im Brand der Sommersonne zitternde Tal des Tiber und des Chiaggio. »Wenn das wahr wäre, dann wärest du, Lily, keine Lily mehr – und kein Rundreisebillet nach Berlin könnte dich sichern vor der neuen Macht, die jetzt in dir ist.«

»Aber es ist eine Macht«, antwortete Lily. »Ich möchte und muß ihm helfen.«

1720 So verlief das Geständnis in der Kirche der Benediktiner. Dann sprachen sie nicht weiter über diesen Fall. Er aber dachte: Lily erwacht. Lily übernimmt die Führung. Lily spürt ein Ziel. Lily will Schicksal. Aus dem Nichts entsteht ein Etwas. Man könnte es beinahe lieben – dieses Etwas.

1725

Es war zwei Uhr mittags. Die Sonne stach jetzt wie mit Pfeilen auf die Erde. Vor dem Portal des Hotels stand der riesige kanariengelbe Autocar und wartete auf seine Füllung von dreißig Passagieren. Der Chauffeur des Mammut-Wagens tutete ungeduldig seine Gäste herbei. Auch Lily und Forest stiegen ein. Der Hoteldirektor und der Portier grüßten tief. Dann fuhr man los zu Sankt Franziskus in allerlustigster Gesellschaft: Amerikaner, Schweden, Deutsche; doch nur zwei Italiener. Alte Engländerinnen lasen in ihren Reisehandbüchern und sahen hin und wieder in die staubige Landschaft, die unter der Sonne des frühen Nachmittags mehr grau als grün schimmerte. Bei jeder Kurve der abfallenden Straße warf es die Passagiere hart in der Schleuderrichtung. Die jungen Reisegirls und Reiseboys kreischten vor Lust an den Karambolagen und schnatterten wie kleine Kinder. »Wir sind nicht fromm genug für die Wallfahrt nach Assisi«, brüllte ein Bursche in kariierter Mütze. »Darum machen wir eine Surprise-Party zum heiligen Franz«, rief ein amerikanisches Fräulein, das einen roten Haarturm über sich trug. »Er würde uns sicher nicht einladen«, sagte ein blonder Riese, der wie ein Boxer aussah.

Eine alte schottische Miß, ein großes silbernes Kreuz am Hals, blickte mißbilligend zu den Jungen hinüber, und verständigte sich durch einen sympathisierenden Blick mit dem Paar Forest und Lily, die offensichtlich das Lärmen unerträglich fanden. Was ging mit Lily vor? Noch vor vierundzwanzig Stunden hätte sie den Blick der Miß nicht aufgefangen; hätte sich ganz und gar der Truppe der Heiden zugerechnet. Was ging der heilige Franz sie an? Gar nichts. Aber noch weniger gingen sie jetzt diese bunten Lümmel etwas an. Sie dachte nur an Ferruccio und seine Not. Es mußte etwas geschehen. Die Liebe forderte hier nicht nur süße Gedanken, sondern ein Tun – vielleicht gar ein Wagnis. Der Lärm der lustigen Wallfahrer erstickte jede feinere Überlegung. Und als der Autocar bei Ponto San Giovanni das Tibertal erreicht hatte, da faßte Lily sich ein Herz und fragte Forest ohne jeden Übergang: »Hast du eigentlich viel Geld?«

Forest sah sie überrascht an. Denn Lily war nicht geldgierig. »Nein, ich lebe von meinem Gehalt und habe ein paar Zinsen von Ersparnissen. Aber was geht dich denn das an, und warum fragst du?«

Sie schluckte und suchte Mut für das zu Sagende: »Ich möchte Ferruccio ein Billett nach Deutschland kaufen . . . Dort bring ich ihn schon durch.«

1750 So viel hatte Forest nicht erwartet. Bei dieser Lily wurde aus dem Gedanken sofort ein Wille zum Tun. Das ging ihm zu rasch. Das war nicht seine Sache. Gewiß, er war nicht jener Konstantin, der graue Gast von gestern, dessen Gedanken niemals und nirgends ins Leben zielten. Soweit war es ja mit ihm, Forest, noch nicht. O nein, bei ihm wurde das Leben als ernstes Experiment erprobt. Er träumte sich die Harmonie von Stoff und Geist. Damals mit Eva, der Zweiten, wurde das Gleichgewicht gesucht – der Ausgleich zwischen dem Sinnen nach innen und dem Tun nach außen. Aber man hatte damals die Extreme viel zu nahe gerückt. Eva und Forest! – sie zündeten nur im Funken; aber es gab nicht Flammen, die ruhig wärmten. Nachdenklich sein und zugleich tätig sein – das war sehr schwer. Vita passiva und Vita activa – das gab es schwerlich in einem. Das sind zwei – so wie sie Michelangelo in der Sakristei von San Lorenzo in Marmor-Medizäern gezeigt hat. Der Aktive sieht aufrecht und scharf in die Welt. Der »Penseroso« stützt grübelnd das Haupt in die Hand. Es sind Prinzipien, die geistigen Knochen der Erlebnisse. Kann man zweien Herren dienen?

Aber Lily, dieses kleine Nichts, verbindet nun in ihrem primitiven Fühlen sofort die Tat mit dem Gedanken – sobald sie anfängt aus dem Nichts herauszutreten. Bei kleinsten Größen wie bei Lily gilt eine andere Physik als im Symbol des Michelangelo. Ja sie erhält zusehends Schwere. Auf dem einzigen Wege, der ihrer Seele offen steht, begegnet ihr ein Wirkliches, ein Ding, ein Ernstzunehmendes – ein Schicksal. Bei Gott, sie will sich an den Jungen binden. Sie verliert die Freiheit – die sogenannte Freiheit, mit der sie bisher sowieso nichts anzufangen wußte. Lily vergißt sich als Lily . . . Soll er, Forest, dazu helfen – zu dieser Verwandlung?

»Also ich soll da Schicksal spielen?« Sie fuhren über das Fließchen Chiaggio, das aber ob der Trockenheit kein Wasser zum Fließen hatte. »Nein Lily, dazu bin ich nicht bereit. Denn wie wird deine künftige Existenz in Deutschland beschaffen sein? Und gar die eines jungen Italieners, der nicht viel mehr als Autofahren kann? Was ihr da wagt, das wagt ihr auf eigene Not. Ich habe den Mut vielleicht gerade noch für mich – doch nicht für euch. Und ihr seid jung, und ich bin« – er zögerte ›alt‹ zu sagen – »und ich bin . . . einundfünfzig.«

Lily sah ihn ratlos an; sie wollte weder widersprechen, noch wollte sie bitten . . . Sie betrog sozusagen diesen Mann, als dessen Geliebte sie schließlich die Reise begonnen hatte. Aber sie zeigte ein offenes Spiel. Sie betrog ihn ja gar nicht. Eher betrog er sie. Er dachte ja zu jeder Stunde an Irene. Seine Augen blickten weit in die Ferne nach jener Ersten – die nun auch sie, Lily, berührt hatte mit dem Geisterfinger auf dem Platz von Perugia . . . Das war die Trennung. Was lag ihm an ihr? Er war ihr ›Vater‹ geworden. Und er bestätigte es in seinem ganzen Verhalten. Aber zu viel wollte sie nicht von ihm fordern. Sie sagte laut: »Wenn du nicht hilfst, dann – wird etwas gedreht!« Etwas Verschmitztes kam in ihre Züge, eine lächelnde Gewährung des Satzes: Not kennt kein Gebot. »Ferruccio dient ihr jetzt zweieinhalb Jahre umsonst. Er könnte endlich einen Lohn fordern . . . Übrigens weiß er, daß sie auf dem Scheckbuch schläft . . .«

»Lily!« rief Forest erschrocken. Hier wurde ›der Film‹ bedeutend weiter entwickelt.

Wieder lächelte sie listig, als wüßte sie etwas Besonderes. »Warum rühmst du mir denn so heftig die Seelen und die Taten der Baglione? Alles nur für die Phantasie? Und wenn du's mal in der Nähe hast, das Wirkliche oder gar eine Möglichkeit zur Tat – dann bist du gar nicht mehr begeistert . . . Und die Säulen in Rom müssen kaputt sein, bevor sie dir gefallen . . .« Sie wurde gehässig im Ton. »Du bist mit allem so. Da saßest du gestern Arm in Arm mit mir am schönsten Brunnen der Welt – und dachtest an die Erste. Und als du bei der Irene warst, da wolltest du zur Eva. Und die hast du überhaupt vergessen, sowie die Erste wieder in dir spukt. Jede war dir schließlich zu *nah*. Und jetzt bin sogar *ich* dir zu nahe gekommen mit meinem eigenen kleinen Schicksal. Denn bisher hast du mich ertragen, weil du mich überhaupt nicht spürtest – weil ich für dich ja gar kein richtiger Mensch war – aber jetzt . . .« Sie weinte, und erschrocken über ihre eigene Heftigkeit, packte sie sofort seinen Arm und klagte: »Ach, es ist alles wahr, was ich sage. Aber sei mir nicht böse. Ich habe dich so gern.«

Sie nahten sich der Straßenkreuzung vor Bastia, wo der eine Weg links hinauf zum Berge nach der Oberstadt Assisi führt, der andere rechts zur Station Assisi unten in der Talebene. Die lustige Autogesellschaft entdeckte soeben einen großen Barockdom, der mit seiner Kuppel überraschend aus der Wildnis herauswuchs. Alle schauten hin. »Wie die Peterskirche!« schrie der Junge mit der karierten Mütze. »Aber stark deplaciert in dieser Langeweile von Gegend.«

Da also lag der Dom der heiligen Maria unter den Engeln: Santa Maria degli Angeli. Über den elenden Häusern der kleinen Ansiedlung, die eine Stunde Wegs unterhalb von Assisi in der Ebene liegt, erhob sich der Prunkbau der triumphierenden Päpste, die ihn als protzende Umschalung über das schlichteste Kirchlein der Welt gebaut hatten: das uralte Bethaus des mildesten und rührendsten von allen Heiligen des Mittelalters. Hier betete er, büßte er und hegte seine Rosen. Hier starb er, Franziskus. Und wo er starb, da blühten seine Lehre und sein Orden auf zum lebendigen Wald mit hunderttausend Stämmen. Seine Sterbezelle wurde zur Keimzelle der armen Barfüßer, der braunen Kuttenmänner mit dem Bettelsack und der seraphischen Brüder – denn Er hatte ja den göttlichen Seraph erblickt. Hier in diesem Kapellchen, in der Portiuncula, hatte sein Herz gepulst. Und das alte schlichte Gemäuer, von einem goldenen Gitter im Rund umschlossen, wurde zum Herd der Liebesflamme für die Armen und die Schwachen. Diese heilige Hütte aus Stein, ist sie nicht selber ein Herz, das unter dem Pomp des stolzen Kuppeltempels begraben ward? Ein begrabenes Herz . . .

Lily wies mit der Hand zum Dom hinüber: »Dort ist die Kuppel, wo die Marchesa beten will.«

»Dort also will sie den Seraph schauen mit allen Wunden seines Kreuzes; gewissermaßen schmerzlos wie im Theater«, spottete Forest. »Das kann ihr so passen.«

»Was ist das eigentlich mit dem Seraph«, fragte Lily mit neugierigen Augen. »Warum wünscht man sich Wunden?«

»Damit der Körper aufschreit und sich deutlich spürt als *Corpo miserabile* in seiner Armut und Elendigkeit – vor der Seele.«

»Und der Seraph?«

»Ja, mach nur große Augen, Lily. Im Seraph – da wird das Unsichtbare sichtbar und körperlich. Franziskus litt in seinem Körper die Leiden Christi nach. Er wollte es nicht besser haben als der Herr – in nichts. Er hielt nicht nur die Gelübde des Ordens – in Armut, Keuschheit und Gehorsam – sondern er sehnte sich, die Wunden des Gekreuzigten auf seinem eigenen Leib zu spüren. Da erschien ihm Christus in der Gestalt eines geflügelten Seraphs, der die Wunden trug. Und in der Verzückerung erbat und erbetete sie der Heilige auf seine eigenen Hände und Füße.«

»Also wie bei der Heiligen von Konnersreuth?«

1820 »Ja, wie bei diesem Mädchen – das aber nur erleidet und nicht tut wie der große Heilige. Weil es nur Seligkeit empfängt, aber keine vergibt.«

»Warum wollte er denn arm und keusch sein?«

»Weil jedes Eigentum Neid und Streit erregt, und nur die Armut den Frieden sichert. Denn Besitz heißt Krieg.«

»Und die Keuschheit? Sind denn die Frauen auch Besitz?«

1825 »Als Körper sicherlich, denn um eine gewisse Helena gabs zehn Jahre Krieg um Troja.«

»Und als Seele?« fragte Lily schüchtern vor innerer Scham.

»Als Seele?« Forest lag der Name Irene auf der Zunge. »Als Seele stehen sie jenseits des Besitzes. Als Seele leuchten sie wie der Seraph, und ihre Wunden sind unsere Wunden. Als Seele – da sind wir alle im Frieden.«

1830 In diesem Augenblick ertönte ein lautes Hupen hinter ihnen auf der Straße. Ein paar Fuhrleute, die ihren schweren Wagen durch den Staub peitschten, fluchten und schrien. »Il auto rosso . . . il rosso diavolo.« Sie trieben erregt die Pferde an den Straßenrand. In furchtbarer Fahrt sauste der rote Lancia mit flacher Ausbiegung an dem Lastwagen vorbei.

Vorne am Steuer, vollkommen aufrecht, die Marchesa Penna, schlank und elegant wie beim Paradenfahren mit dem Dogcart. Sie saß allein am Vordersitz. Aber da auf den beiden Hinterplätzen – was türmte sich da für ein merkwürdiger und geheimnisvoller Aufbau! Da zwischen länglichen und runden Paketen, zwischen Messingstangen und Draperien für das neue Haus, erhoben sich gespenstige Gestalten – da ragten die drei Heiligen vom Altar der Marchesa aus dem Chaos – zwei aus Gips und einer aus Holz – mit Tüchern lose umwunden, aber an Hals und Hüften eng verschnürt, so daß man ihre Form erkannte. Und zwischen dem heiligen Franz und dem heiligen Dominikus, dessen Segensarm sich aus der Verschnürung herausstreckte – saß Ferruccio als Hüter und Ordner der stoßenden und wankenden Fracht. Und vor sich hielt er auf dem Schoß mit beiden Armen das hohe hölzerne Gespenst des heiligen Bernardino, dem der rapide Fahrwind von über hundert Kilometern das Packtuch vom Haupt geweht hatte, so daß der schreckenerregende Asket mit seinem Kalkgesicht und den todbösen Augen laut gegen den Wind zu predigen schien – gegen den Höllensturm, den die Marchesa entfachte – und gegen den Starrsinn ihres Totenkopfs, der durch das schwarzblaue Gitter des Schleiers über die Landschaft äugte.

So sauste der rote Schrecken an dem Autocar vorbei, so daß sogar die ausgelassene Gesellschaft vor Staunen die Sprache verlor. Lily winkte Ferruccio zu. Aber trotzdem seine Augen mit raschem Blick nach dem Omnibus hinspähten, entdeckte er Lily unter den dreißig Menschen zu spät, um einen Gegengruß zu nicken oder gar zu winken. Seine Hände umklammerten den heiligen Bernardino, der wie ein böser Geist aus ihm herauswuchs. In zwei Sekunden war der Lancia außer Sicht. Denn Massen von Staub warfen sich hinter ihm auf. Nur die wankenden Köpfe der Heiligen sah man zu oberst aus dem Gewölk der Straße ragen . . . Sie schüttelten die Häupter.

Die jungen Amerikaner fanden ihre Sprache wieder; und die Scherze betrafen das Heilige wie das Profane der Erscheinung. Das rote Auto mit seinem bizarren Personal reizte zu starken Bemerkungen. Etwa dreihundert Meter weiter tauchte der Lancia wieder auf. Man sah ihn rechts abbiegen in der Richtung des heiligen Doms. Dann verschwand der Wagen endgültig in Wolken irdischen Staubes.

Der Autobus der fröhlichen Reisenden fuhr schon in leichten Steigungen den Berghang zur Oberstadt empor. Unten leuchtete prahlerisch die Kuppel. »Hier betet also der Teufel«, dachte Forest. »Da fährt er hin mit seinen gipsernen Hausgöttern und wünscht sich die Rosen ohne Dornen.« Hier lag ja auch kein Grab. Der heilige Leichnam ruhte oben zu Assisi in San Francesco. Hier unten aber traf die lebensbrünstige Marchesa auf das arme Herz des Heiligen mitten im Reichtum seiner Kirche. Hier schien ihr Zwiespalt vor dem Zwiespalt der eigenen Kirche gerechtfertigt. Hier schwelgten ihre Sinne wollüstig in gespielter Armut und tranken in körperhafter Verzückung Glanz und Weihrauch. Hier sehnte sie sich nach dem Seraph des Gekreuzigten. Oh, dürfte sie die Wunden des vierfach Geflügelten erhalten – dann wüßte sie endlich, daß ihr die Qual im Jenseits erspart würde. Das wäre ein körperlicher Beweis an Händen und Füßen. Das wäre Tröstung. Denn, was man sieht, das kann man leichter glauben. Das Unsichtbare hatte keinen Trost – für die Marchesa.

Nun lag sie in der dunkeln Herzkammer der Portiuncula auf den Knien und stöhnte vor Todesangst und Lebenssucht. Vor dem Dom wartete der rote Lancia; und Ferruccio mußte den Hausrat und die Heiligen bewachen, damit kein Dieb von der Fracht des Segens auch nur ein einziges geweihtes Kerzenstümpfchen stehle – geschweige die Handtasche der brünstig betenden Marchesa . . .

1870

Es stieg steiler an. Der Omnibus nahm die Kurvenstraße nach Assisi auf. Es türmt sich wie über Terrassen nach oben. Da thront die Klosterburg von San Francesco, der Gral der Demütigen, eine Festung auf dreißig oder vierzig kirchturmhohen Bogenpfeilern, wie auf einen Aquädukt gebaut, der die ganze Flanke des Berges stützt und einmauert. Eine Mönchskaserne, ein Zucht-Haus der Sünde. Hoch hoben sich das Dach der Oberkirche und der starke Vierecksturm über die steinernen Fortifikationen.

Sie schwatzen nicht mehr, die Leute im Omnibus. Die Augen haben Gewaltiges zu schauen. Das graue offene Viereck des romanischen Vorhofs bringt auch den frechsten und zerstreutesten Blick zur Sammlung. Man stieg zuerst die hohe Steintreppe zur Oberkirche hinauf. Von hier aus sah man zur Höhe der Rocca und zum Zypressenhügel des Friedhofs, vor der Einöde des Gebirges. Hier lag die Natur zur mystischen Betrachtung des Heiligen bereit. So harrte sie einst – wie jetzt die trockene Erde auf das Naß des Regens – auf die Beseelung durch den Pater seraphicus . . .

Die Reisenden traten in die Kühle des gotisch hohen Raumes. Die Visionen Giottos und seiner Malerjünger strahlen aus den hellen Wänden der Oberkirche. Ohne ein Wort predigt der Heilige aus den Bildern. Er tut Wunder und erfährt Wunder. Er erscheint im feurigen Wagen als Triumphator. Er empfängt die Wundmale. Er kann Ungeheures: er läßt eine tote Frau noch zur Beichte. Der Heilige spricht zu jeglicher Kreatur. Er hat den wilden Wolf bekehrt. Die Vögel verstanden ihn sogleich; nicht aus den Worten, aber aus dem Hauch. Und wenn er zur Sonne sang, wie er es tat von der blumenbesäten Terrasse von San Damiano, der Heilige, dann sang er mitten in Gott hinein.

Jetzt steigt der Trupp zum dunkeln Keller der Unterkirche hinab, deren breite, massige Gewölbe die obere Kirche tragen. Hier wird die Luft des Raumes dicht, man atmet schwer. Lily fürchtet sich, und hält sich näher an Forest. Die Fresken der Gewölbe lassen die Gestalten aus sich heraus, los in die Luft. Sie quellen aus den Mauern; sie setzen sich auf unsere Häupter; wir werden ›besessen‹ von ihnen. Wir sehen allzu nah das Uralte, das uns in Furcht setzt.

Forest murmelt: »Das Geistige wird sichtbar. Das Sichtbare bedrückt. Das Kreuz ist Schmerz. Aber der Schmerz wird hier bejaht.«

Lily grübelt: »Wunden werden hier ersehnt. Der Tod wird hier begrüßt. Das scheint so unverständlich. Wer will den Tod?«

Im engsten, alleruntersten Geschoß liegt der große Tote, der sich bereits im Leben nach Auflösung sehnte. Der Tod hörte sein Ja. Vor dem Tode ist die Armut noch eine sanfte Braut. Da oben, sieh im Gewölbe: der heilige Franz vermählte sich mit dem Gespenst. . . Und drüben in Santa Chiara liegt die wohlerhaltene Mumie der heiligen Klara, die für Franziskus ihren Reichtum verließ, und viele ihrer Schwestern in die selige Armut lockte. Sie starben alle gern. Ihr Leichnam wird mehr bewundert als ihr Lebenskörper. Die heilige Klara – das ist der schöne Tod von Assisi.

Auch die göttliche Minerva der Antike hatte hier Dienst und Tempel. Der antike Tod ist schwarz. Er weiß nicht um die Auferstehung. Nur der Tempel bleibt unsterblicher Stein. Der Geist aber bedeutet alles in dem neuen heiligen Namen: Santa Maria della Minerva. Die mütterliche Jungfrau wohnt jetzt im Säulenhause der klugen, aber unfruchtbaren Jungfrau.

Vor diesem Tempel stehen nun, abseits von der Touristengruppe, Forest und Lily. Die zierliche Vollendung des antiken Gotteshauses entzückt das Auge und läßt die Seele unbewegt in Ruhe. Ja, Vollendung ist Ruhe. Aber Forests und Lilys Seelen sind keineswegs in Ruhe. Zerstreut schauen ihre Augen, als ob nur die Netzhaut das Bild des Tempels an ihr Inneres wiedergäbe. Nur um das tieferfüllte Schweigen aufzustören, sagt Forest, ganz wie nebenbei: »Hier sind die Säulen nicht kaputt, Lily.«

Sie sagt wie träumend: »In Rom aber waren sie schöner . . . kurios.«

»Vielleicht gerade, weil sie kaputt waren«, lächelt Forest mit kaum sichtbarem Zucken um die Augen.

Da sieht ihn Lily groß an. »Vielleicht . . .«, flüstert sie. Auch in Assisi kann man nachdenklich werden wie in Perugia. Dann schüttelt sie fast unmerkbar den schönen Kopf, als ob sie etwas in der Welt oder gar an sich selber nicht begreifen könnte. Ist das die Luft von Assisi, die so betäubt und zerstreut und so nachdenklich stimmt?

Schweigend wandern die beiden weiter durch die Stadt. Assisi ist ein einziger Sarkophag aus Stein. Die rauen Burgmauern, die hohlen Straßenschluchten, die kalkigen Pflaster, die brüchigen Kirchenwände, die Giebel und Mauerkrönungen – es ist ohne Farbe, es ist toter Stein. Der Tod hat hier die Macht. Und doch ist er nicht schrecklich; denn er versöhnt sich mit der Sonne. Alle die schmalen Bänder der Häuserzeilen und der Gassen ziehen in der Sonnenlinie von Ost nach West, schattenlos den ganzen Tag bestrahlt. Die Sonne ist Glut. Es gibt keine Schattenplätze in Assisi. Auch der Tod ist hier nicht Schatten, sondern Licht. Der Heilige selber ist ein Sonnengott . . . nacque al mondo un sole . . . pries ihn Dante.

Von einer Höhe aus blickt Forest nach Perugia zurück. Dort ruht der Tod in Schwarz und Rot; dort heißt er Mord, denn die Baglioni wollen leben! Hier in Assisi winkt der Tod aus goldenen Strahlen; hier heißt er Friede . . . Ach,

1925 auch Irene heißt Friede . . . Die Franziskaner sind keine Baglioni. Sie wollen nicht den Tod der anderen. Sie wollen selber sterben.

1930 Nur wenige unter den Reisenden wurden so nachdenklich. Was kümmert uns der Tod mitten im Leben? Man will als heutiger Mensch weder Franziskus noch Baglione sein. Man soll mit Augen sehen und nicht denken . . . Man nimmt auch ein fröhliches Mahl ein in Assisi; ißt Spaghetti, trinkt Chianti. Gegen fünf Uhr sammelt man sich vor San Rufino mit der romanischen Fassade aus goldig braunem Stein. Von dort gelangt man leicht zum Hochweg nach dem Burgberg von Assisi: der Rocca Maggiore. Lily hat sich erkundigt. Sie sieht auf die Armbanduhr.

1935 Forest weiß, daß die Stunde gekommen ist; daß jetzt gehandelt wird.

Lily fragt hastig: »Kommst du mit . . . auf die Rocca?«

»Nein, ich komme nicht«, sagt er hart. »Ich gehe zur Marchesa.«

Sie prallt zurück. Wird blutrot vor Schrecken. »Wegen des Scheckbuchs?«

»Nein wegen allem – wegen euch!«

1940 »Sprich doch zuerst mit ihm«, ruft sie in größter Erregung. »Er soll ja nur den Lohn fordern, Walter. Er wird das Scheckbuch nicht nehmen, glaub mir. Er tut ihr nichts – wenn sie ihm nur nichts tut . . .«

Forest will antworten, aber in diesem Augenblick sehen die beiden, wie Ferruccio atemlos aus der Via San Rufino zu ihnen hinauf auf den Kirchplatz rennt. »Gott sei Dank, daß ich Sie noch treffe«, ruft er mit verzweifelmtem Ausdruck.

»Entschuldigen Sie, Professore, ich bin so erregt.« Er sucht hastig die Worte: »Die Marchesa ist wahnsinnig

1945 geworden. Darf ich mit Ihrer Dame reden? Sie hat Ihnen erzählt von meinem Unglück. Ich bitte Sie mir zu verzeihen, daß alles so ist. Bitte, hören Sie nur an, mein Herr.«

Aber Forest trat weg zum Kirchenportal. Er wollte nichts wissen. Lily, mit feuchten Augen, sucht ihn an der Hand zurückzuhalten. Aber er entzog sich ihr. Er sah das Mädchen einen Augenblick mit tiefem Ernst an wie zum Abschied. Sie spürte es und weinte. Er aber trat mit der Gesellschaft in die Kirche . . . Es war sein Abschied.

1950 Ferruccio aber bemerkte in seiner Erregung Forests Weggang nur mit den Augen, doch nicht im Bewußtsein. Er sprach auf Lily hastig ein: »Sie will mich verleumden bei meinem römischen Verwandten, dem mit dem Papiergeschäft. Ich bin damals als Kadett schon verleumdet worden. Sie will sagen, daß ich ihr Geld stehle und auf ihren Tod lauere, um sie zu beerben. Jetzt ruft sie immer: »Ich enterbe dich, wenn du davon gehst. Denn du bist mein letztes Blut.« Dabei weiß ich genau, daß sie mir keinen Soldo vermacht, sondern alles den Franziskanern für ihre

1955 Seele . . . »Aber ich brauche dich gar nicht zu enterben«, schrie sie noch in furchtbarer Wut, »denn meine Heiligen sind für mich und du wirst vor mir sterben.« Dann verlor sie den Atem und fiel zusammen in entsetzlichen Krämpfen. Dem gipsernen Dominikus ist auf der Fahrt der segnende Arm abgebrochen. Jetzt glaubt sie, ich hätte ihr den Segen gestohlen. »Ich will den Seraph sehen«, kreischte sie noch verzweifelt. Sie flucht auf alles . . . auch auf dich, Lily. Denn sie hat bemerkt, daß ich mit dir zusammen war . . . und wittert, daß ich dich liebe . . .«

1960 »Aber was weiß sie denn?« sagte Lily hastig. »Weiß sie denn, daß wir uns küßten?«

Ferruccio erschrak, im plötzlichen Gedanken, daß Forest noch bei ihnen stände. Nein, der war ja mit der Reisegesellschaft in den Dom getreten. »Ja, weiß er denn alles, der Professore, daß er uns allein so reden läßt?«

»Er weiß genug . . . er weiß, daß ich dich liebe . . . und nicht ihn . . . Er liebt weit weg . . . Aber was sollen wir beide tun?«

1965 Ferruccio blickte rasch zur Kirche hinüber, in der Forest verschwunden war. »Wir müssen weg, wir beide.« Dann flüsterte er heiser: »Ich habe . . . ich habe das Scheckbuch.«

»Gott im Himmel, das Scheckbuch«, schrie Lily vor Angst auf.

»Ich nahm's ihr aus der Handtasche, als sie in der Portiuncula betete. Hinterher ist sie immer verwirrt. Ihre Andacht benimmt ihr die Vorsicht. Sie hat es erst vorhin bemerkt, in der Wohnung; und der Fluch ging los. Vor dem Professor

1970 konnte ich es doch nicht sagen. Höre Lily«, er zitterte und der Mund zuckte, »ich habe den Wagen geholt . . . Wir können nicht auf die Bahn . . . Wir fahren sofort über die Berge nach Ancona, und von dort . . . nach Dalmatien . . . nach Venedig . . . nach Deutschland . . . nur fort . . .«

»Aber meine Sachen im Hotel in Perugia?« Das war mehr ein Reflex als eine Überlegung.

»Die sind doch gleichgültig. Vielleicht auch holen wir sie vorher noch. Nur schnell zum Wagen, solange sie im Bett
1975 liegt in ihren Krämpfen . . . Sie darf dich nicht mehr sehen.«

»Also sofort? . . . gleich jetzt? . . . Aber ich muß – ihm Lebewohl sagen.« Sie wollte zur Kirche.

Er hielt sie ungestüm zurück. »Nein, Lily, schreibe ihm später. Sie droht dich umzubringen. Auch der Gabriela
wünschte sie den Tod, weil sie so jung war. Sie hat damals ein Fläschchen gekauft . . . Sie hat es dann doch nicht
getan. Aber diesmal . . . oh, sie ist böse, sie ist aus einer teuflischen Sippe. Die Pennas waren ja verwandt mit den
1980 Baglioni . . . Diesmal glaubt sie alles zu verlieren, weil ich gehen will . . . Wir müssen fort, gleich, jetzt« – er packte
sie erregt – »wenn du mich liebst?«

Lily sah seine Entschlossenheit, seine Liebe und seine Not. Noch einen Augenblick dachte sie an Forest. »Bei dem ist
meine Ruhe, bei dem ist die Vernunft. Wenn ich ihn jetzt verliere – dann verliere ich wirklich das nachdenkliche Spiel
von Perugia, von dem wir gestern in der Bahn noch sprachen. Aber ich gewinne für den Verlust ja so viel mehr als
1985 Sicherheit und Ruhe. Und auf die schnelle Rückkehr nach Berlin kann ich jetzt auch verzichten . . . und von meinem
Rundreisebillet werde ich mir nichts vorschreiben lassen . . .« Blitzschnell folgten sich Lilys Überlegungen, während
sie auf Ferruccios schweißbedeckte Stirn und in seine verzweifelten Augen sah, und sagte: »Ja Ferruccio, ich liebe
dich!« Sie küßte ihn rasch. »Ich komme gleich mit dir.«

»Oh, du Geliebteste, du Engel und Himmel, du kommst! Ich habe den Wagen geholt, in der Garage vom Hotel Croce.
1990 Denn sie hat noch keine eigene. Sie ließen ihn mir. Sie ahnen ja nichts. Dann fuhr ich sofort zum Hügel am
Camposanto. Dort steht er jetzt. Denn hier vor San Rufino kann ich dich nicht holen . . . wegen der Gesellschaft . . .
wegen Forest . . . Ach er ist gut und wir sind häßlich zu ihm . . . Lily, Geliebte, du triffst mich vor dem Camposanto –
da oben, der herrliche Friedhof auf der Höhe zwischen der Rocca und dem Tescio-Tal. Komm, ich begleite dich bis
zur Piazza. Dann eilst du geradeaus und fragst nach dem Camposanto. Das fällt nicht auf, da gehen viele hin wegen
1995 der Aussicht und wegen der riesigen Zypressen . . . Komm!«

Noch ein letztes Mal sah Lily nach der Kirche. Forest war nicht zu sehen. Da nahm auch sie Abschied von ihm im
Innern. Dann floh sie mit Ferruccio hinweg.

Über dem Monte Subasio hatten sich Wolken geballt, wie am gestrigen Abend, als Forest das Gewitter kommen sah,
2000 das sich dann offenbar für einen Tag verzogen hatte. Aber es mußte ja herunter auf die glühende Erde, auf diesen
Staub, in den die Welt zerbröckelte. Die Entladung wurde erwartet. Und der Himmel schien das Schreien der
verdurstenden Kreatur, von Mensch und Vieh, von Blume und Acker, erhören zu wollen. Denn als Forest als erster
von der Reisegruppe aus der Kirche heraustrat, da sah er Lily nicht mehr – aber er hörte vom Subasio her das erste
ferne Donnern.

2005

Campo Santo

Die Marchesa aber lag nicht mehr in Krämpfen, so wie Ferruccio sie zuletzt gesehen hatte, elend gekrümmt vor
2010 Schmerz im Schlafzimmer ihres unfertigen Hauses an der Via Properzio. Es war ein graues Bauwerk mit einer Arkade
vor der schmalen Fassade; aber es zog sich tief nach hinten, wo es einen Hof und ein Gärtchen umschloß. Die wenigen
Räume des ehemaligen Klösterchens von Sant' Anacleto waren gotisch gewölbt. Es roch nach Kalk und frisch
angekleisterten Tapeten. Im Hof wurde genagelt und im oberen Stockwerk strich der Tüncher. Kaum ein Möbel stand
schon richtig auf seinem Platz. Gardinen lagen über den Stühlen. Aber aus dieser Unordnung sollte eine gemessene
2015 Schönheit erstehen für die gewollte Armut der Marchesa – für dieses kümmerliche Leben ohne Lancia. Hier würde die
Büßerzelle ihrer Seele sein. Hier hoffte sie einmal die Gnade zu erleben, den Seraph mit den Wunden zu erblicken.

Aber heute lag sie mit eingebundenem Schleierkopf über dem Bett, halbausgezogen, und wand sich in Zuckungen.
Doch als Ferruccio der widerlichen Szene entflohen war, da hielt sie die Schwäche nicht mehr. Da raste die Kraft
wieder in sie. Als sie das wütende Zuschlagen der Türe hörte, da reckte sie sich unter Verwünschungen auf, und schrie
2020 der alten Vettel zu, die als einzige ihr Schlafzimmer betreten durfte: »Gina, den Wagen, rasch den Wagen.« Die
häßliche Dienerin drückte sie aufs Bett zurück und jammerte mit heuchlerischen Tönen: die gnädige Frau sei viel zu
krank zum Fahren und müsse ruhen. Aber die zähe und vor Raserei zu neuem Willen hochgetriebene Marchesa rief:
»Du meinst wohl, daß ich sterbe, du Tier, du alte Katze; du willst nur dem Dieb helfen, dem Verbrecher, dem
Lumpen, der da mit seiner blonden Hure davon will . . . Gib mir den Stock . . . hole schleunigst den Wagen!«

2025 »Lassen Sie mich doch helfen beim Anziehen«, widersprach die Magd, die zitternd am Bett stand. »Die Frau
Marchesa finden ja nichts in dieser Unordnung.«

»Du sollst den Wagen holen«, fauchte die Kranke. »Und den Rufino, den Hausknecht. Der muß ihn mir jetzt fahren, daß wir den undankbaren Hund noch fassen.«

2030 Da ging die Magd. Die Marchesa aber riß sich auf, doch nicht zur Höhe ihrer großen Haltung. Mit tief gekrümmtem Rücken stützte sie sich auf die Krücke und stapfte mit krampfgen kleinen Schritten durch das wüste Durcheinander des unfertigen Haushalts zum Kleiderschrank. Die Heiligen standen noch in ihren Tüchern auf dem Waschtisch. Die Geige, deren Hals über eine Kommode vorragte, stieß die Marchesa hart zurück, so daß die Quinten klirrten. Jetzt suchte sie in aller Hast ein Kleid; denn sie hatte zu Schuhen und Strümpfen nur ein Hemd und eine Schlafjacke an. Aber sie fand mit den zuckenden Händen nur eine lange schwarze, seidene Mantille, die sie schnell überwerfen
2035 konnte. Und unter Keuchen und grauenhaften Flüchen humpelte sie jetzt am Stock die Treppe hinunter, auf der noch die Kalkspritzer vom Umbau hafteten. Die Türe vergaß sie zu schließen. Sie stellt sich unter die Straßenarkade, um auf Gina und den Wagen mit Rufino zu warten. Der Himmel bewölkte sich. Es dunkelte vor dem Gewitter. Eine neue Schwäche befahl die Marchesa, als sie die erwarteten Helfer noch nicht kommen sah. Sie ließ sich auf die Steinfliesen fallen und umklammerte mit beiden Händen die Krücke. Zwei Frauen eilten vom Nebenhaus der schmalen Straße
2040 herzu, um sie zu stützen. Aber da schnellte sie schon wieder auf, denn sie sah Gina die Gasse heraufeilen.

»Wo hast du den Wagen, du Scheusal«, rief sie kreischend.

Die Magd rief im Laufen: »Der Wagen ist weg.«

Der Hausknecht vom Croce, Rufino, kam nach: »Herr Ferruccio hat ihn geholt vor einer Viertelstunde.«

»Er ist davon, der Dieb!« wimmerte die Marchesa. »Rufino, hole sofort euren Fiat; wir müssen ihn abfangen.«

2045 »Aber der Fiat kommt ja Ihrem Lancia gar nicht nach«, wandte der Knecht ein. »Auch ist der Padrone vor einer Stunde mit ihm nach Spello gefahren.«

»Diavolo! dann einen anderen; sofort holst du den großen Wagen in der Fuhrhalterei beim Sarto, der hat hier die stärkste Maschine.«

2050 Aber da rannte der kleine Piccolo vom Croce herbei und berichtete wichtig: man habe den roten Lancia gesehen. Er stehe beim Camposanto.

»Am Friedhof?« Sie erbleichte. Sie hörte das Wort nicht gern. Das war kein Ort für sie. Sie betrat ihn nie, obschon dort viele Pennas lagen und auch ein Baglione – und sogar ein Grab für sie selber mit vielen Rosen.

»Und Ferruccio?« keuchte die Marchesa.

2055 Man habe den jungen Herrn nicht gesehen, antwortete der Piccolo. Der Wagen stehe allein. Hinter der Mauerecke, nach dem Tescio-Tal zu.

Da raffte die Alte zitternd und flatternd wie ein Vogel ihre Mantille um ihr Skelett. »Stütze mich, Gina, rasch; ich gehe; ich hole ihn, den Bravo! Und du, Rufino, rennst voraus und hältst ihn fest . . .« Schon holperte sie mit zuckenden Bewegungen an Ginas Arm die Gasse hinunter. Die Rechte stieß den Krückstock hart auf das heiße Pflaster. Die Schwüle vor dem Gewitterausbruch benahm den Atem. Ein paar schwere Tropfen fielen aus den Wolken.
2060 »Die Carabinieri müssen kommen«, schimpfte sie laut vor sich hin im Gehen. »Er ist ein Räuber, ein Dieb . . . Der Himmel muß helfen.«

Der Himmel antwortete mit einem leisen dumpfen Donner. Es blitzte über dem Tescio-Tal. Der Berg Subasio stand schon im Wetter. Leute liefen hinter der Gruppe her. Einige aufgeregt; andere heimlich lachend. Sie aber, die Marchesa Penna, die dem Tod schon halb verfallen schien, sie war allen voran. Die Krücke klapperte auf den Steinen.
2065 Und der blauschwarze Kopf auf dem verkrümmten Leibe streckte sich zielend vor wie bei einer Schlange, die angreift.

Der Camposanto, wo die Toten ruhen und die schwarzen Zypressen die Stille hüten, liegt hoch auf einem Kamm
2070 zwischen dem Burghügel der Rocca und dem Apennin. Er bildet die Brücke hin zum Gebirge, eine natürliche Terrasse, von der man den weitesten Blick genießt: im Westen auf die Klosterburg von San Francesco, und im Osten auf das dem Subasio und Caprile vorgelegte Tal des vielgewundenen Flusses Tescio. Es ist ein düsteres, unfruchtbares Tal, nach dem die kleine Fahrstraße steil hinunterführt; in eine tote Mulde, in der das Gras nicht richtig grünen will und fast kein Baum sich aus der Erde wagt. Nur Strauch und Stein gibt diese Landschaft her; und ein paar wenige
2075 finstere Zypressen mahnen als drohende Finger vor dem Betreten der farblosen Öde. Nur in der Sonne wird die Farbe heller, und aus dem toten Grau wird freundlicher ein Braun. Dann sieht auch der waldlose runde Kopf des Monte Subasio gütig über das schweigende Tal.

Aber an jenem Tage, da die Marchesa, stöhnend vor Atemnot, gestützt von Gina und einem Mädchen in Wind und Regen und im Geflatter des schwarzen Seidenmantels zum Camposanto emporstieg, um die fliehende Jugend mit aller Böse ihres alten Blutes aufzuhalten und zu fangen – da grollte die Landschaft mit schwarzem Gesicht im Tal der Öde und des Todes. Die Wolken senkten sich tief bis zum Hügel des Friedhofs, so daß der Subasio verschwunden und selbst die nahe Rocca nicht zu sehen war. Unten im Abgrund lag das Tescio-Tal verwunschen in gräßlicher Stille. Denn eben als die Marchesa, röchelnd im Aufstieg, in Sicht der Friedhofmauer kam, schwieg der Wind und der Regen stockte. Der Fluß lag wasserlos in seinem Bett wie eine steinerne Schlange, eine sinnlose Straße aus Geröll. Blauschwarz wie der Schleier der Marchesa lastete die dicke Luft. Ihr Kopf schien sich im Dunst der Atmosphäre aufzulösen. Aber dieser Kopf war noch da; und er sah scharf empor zur Mauer des Friedhofs und zum Eingang zwischen den schwarzen Zypressen.

Aber hier stand niemand. Nur hinten im fernen Ausblick der Allee, vor einer Mauerbuchtung gegen den Tescio-Abgrund hin, da standen ein paar Menschen, die erregt zu reden schienen mit anderen, die hinter der Friedhofmauer stehen mußten. Man hörte ein lautes Rufen und Entgegnen.

»Rufino!« krächzte die Alte, denn sie glaubte seine Stimme erkannt zu haben. Bei Gott und San Francesco, Rufino hatte ihn noch erwischt, den Dieb, den ungetreuen Diener, die Familienschande, den Gottlosen, der mit ihr nicht beten wollte. »Rufino!« wollte sie noch einmal rufen. Aber schon erschien der Hausknecht mit rotem Gesicht um die Mauerecke, winkte und schrie: »Sie fahren!«

Da riß sich die Marchesa von den sie haltenden Weibern los, um sich mit krampfigen Rucken ihrer Beine noch schneller vorzuschleunigen. Gefährlich glitt ihr Krückstock auf den nassen Steinen aus. »Halt! Halte sie, Rufino. Tausend Lire, Rufino, wenn du sie fängst, die Mörder . . .«

Aber Rufino hörte die Versprechung nicht. Motorgeräusch dröhnte auf. Er sprang erschreckt zur Seite und fiel hin. Denn geradewegs auf ihn zu fuhr um die Mauerbuchtung der rote Lancia.

Die Marchesa stöhnt laut auf. Sie erblickt Ferruccio am Steuer und neben ihm das blonde Weib, das ihn ihr stiehlt. Die Leute rennen mit dem Wagen. »Eine Entführung!« rufen sie. Auch Rufino läuft mit, um sich auf das Trittbrett zu schwingen. Aber der Wagen kommt in rasche Fahrt.

Plötzlich erkennt Ferruccio am Portal die Hexe. Und Lily sieht sie auch und schreit zur gleichen Sekunde wie die Alte. Die weicht nicht von der Straßenmitte und schwingt die schwarze Krücke in der Luft . . . Herrgott! will sie den Tod heraufbeschwören?

»Wir müssen wenden!« ruft Lily und faßt Ferruccios Hand.

»Nein, ich überfahre sie! – den Teufel, das Gespenst – den Tod da!« keucht er mit verbissenem Mund und wilden Augen. Der letzte Tropfen Baglioneblut treibt jetzt auch aus ihm. Er gibt Vollgas.

»Nein!« kreischt Lily, klammert sich entsetzt an seine Arme, und reißt sie mit aller Kraft zu sich hin. Da dreht sich das Steuer gewaltsam nach der Seite hin. Der Junge schreit Flüche. Der Wagen rollt vom Weg. Rufino, der das Trittbrett erreicht hat, springt schleunigst ab. Ferruccio sucht rückwärts zu drehen über dem flachen Grasbord zwischen Straße und Talwand. Aber der schwere Wagen leistet die Wendung nach der Böschung nicht. Er rutscht nach dem Abhang. Er holpert und will kippen. Die Zuschauer schreien auf. Ferruccio drückt das Steuer mit verzweifelter Kraft nach rechts, um die Straße zu fassen. Aber es ist zu spät; der Wagen gehorcht nicht mehr; rollt geradeaus über die Schräge; stolpert über der steinigen Bodenwelle. Er muß kippen! Die beiden, Ferruccio und Lily . . . man sieht es . . . sie öffnen die Türen, um abzuspringen . . . ah zu spät . . . da überschlägt er sich . . . einmal . . . und noch einmal . . . Ein Körper fliegt heraus . . . den zweiten reißt der rote Lancia mit in den Abgrund.

Die Marchesa bricht zusammen. Verkrampt die Spinnenhände zum Gebet. »O santissimo Francesco«, schluchzt sie laut, »adesso sono povera com' una Santa . . . jetzt bin ich arm wie die heilige Klara . . . o corpo miserabile . . . jetzt will ich . . .« Aber sie konnte nicht mehr »wollen« und den Seraph schauen; denn die Ohnmacht des Leibes war stärker als ihre Gier und ließ sie hinfallen auf die Erde. Gina öffnete ihr die Mantille. Ein Mann band ihr den Schleier los – aber er prallte zurück und ließ ihn sofort wieder fallen. Er war bleich und sprach kein Wort. Er sah die Verwesung.

2125 *Brief in die Ewigkeit*

In dieser Stunde starb Irene. Forest wußte es nicht. Er sah Lilys Leiche. Man fand sie zuerst, fünfzig Schritte von der Straße. Das Rückgrat war gebrochen. Sie war nicht verstümmelt. Sie blieb schön. Vollendet im Tode . . . ach, warum sind Ruinen schön? . . . Forest begrub sie auf dem Friedhof von Assisi in der Ecke für die Protestanten. Auch

2130 Ferruccio wurde gefunden: verbrannt, verkohlt im Wagen des Teufels. Die Marchesa lebte, aber sie kam nicht zum Begräbnis seiner Reste im Familiengrab. Zwar: Baglioneblut zieht den roten Tod an – und tötet. Aber die Marchesa, sie liebte ihn immer noch nicht – den schwarzen Tod.

Und Lily fuhr nun nicht mehr nach Berlin. Sie hatte sich vom Leben packen lassen, und war dem Zugriff willig gefolgt. Sie, dieses Nichts in der Welt, war eine Seele geworden. Eine Begegnung hatte entschieden: ein kleiner
2135 Italiener wurde ihr erster Gott. Aus Zufall wurde Schicksal. Sie hatte sich hingegeben an das Herz. Sie lebte das Ganze – und starb daran. Auch die Marchesa hatte das Ganze getan – und lebte.

Nur er, Forest, war ein Mischling des Geistes und des Blutes. Kein ganz Verlorener wie jener Konstantin, der durch die Welt nachtwandelte. Aber er war ein ewig Wägender, niemals ein Wagender. Darüber verlor er die halbe Kraft und gewann dafür auch nur das halbe Leben. Der das Gewitter vorzeitig kommen sah, der Wissende, der konnte sich
2140 ›versichern‹ – der blieb immerhin am Leben. Immerhin. Aber was will das Leben von ihm? Das Paradies von einst ist ihm verloren. Kann er es wiederfinden? In Lilys Todesnacht schrieb er Briefe, Briefe, Briefe – und vernichtete sie immer wieder aus Scham und Zweifel. Denn sie waren an Irene.

Aber als er nach Perugia zurückfuhr, um die Koffer zu holen, und abends noch einmal über die Piazza schritt, zwischen dem Dom der Frommen und dem Palast der blutigen Herren des weltlichen Regiments – da kam es noch
2145 einmal furchtbar und übermächtig über ihn – wie damals, als er im Körper der Marchesa die Heilige seines Lebens zu erkennen glaubte: die Erste – Irene. Ja, da setzte er sich auf die Kirchentreppe unter die Bronzehand des Papstes und schrieb auf Notizblätter endlich den Brief, den er so lange nicht gewagt hatte:

2150 **M**eine Irene, Du staunst, daß ich Dir schreibe. Denn unser Schweigen lag zwischen uns wie der Tod. Aber wir leben! Heute weißt Du es nicht, Irene, daß ich Dich liebe, immer noch und mehr als jemals. Denn ich habe das Glück nun viele Jahre außer mir und außer Dir gesucht – und nichts gefunden, das mehr war als Du und Ich. Die Leiber sind überall des Teufels und die Seelen sind überall des Himmels. Aber die
2155 Himmelshöhe ist zu hoch für uns Lebende, und die Gier des Blutes ist zu tief und grausam für uns Menschliche mit dem Herzen – und mit den Augen, die in die Sterne sehen. Wir sind nun nicht mehr jung, Irene. Aber wir leben noch! Ich habe nur noch einen Wunsch: den letzten Akt, den Abend, ganz mit Dir zu leben. Ich komme zu Dir. Ich fahre nach Berlin. Ich bitte Dich um einen Brief dahin . . . als Antwort. O Gott, ein Brief von Dir! Ich weiß, Geliebte, daß Du seit vielen Jahren auf meinen Brief gewartet hast. Es war ein Frevel, daß ich ihn nicht früher schrieb. Aber ich wollte kein künstlich wiederholtes Schicksal. Jetzt fühle ich, daß für uns keine Wiederholung gilt, sondern erneutes Leben. Vita nuova . . . Du wirst mir schreiben,
2160 Irene. Dein Brief wird mein Schicksal sein. Mich trennt jetzt nichts von Dir, Irene. Nichts als der Raum, das bißchen Ferne. Aber was gilt der Raum, und wäre er himmelweit in seinen Maßen – da Du doch in mir bist, wie ich in Dir. . . . Ich werde Dich sehen. Ich komme. Ich liebe Dich in Ewigkeit.

Dein Walter.

2165 Dann reiste Professor Walter Forest ab von Perugia, wo er so nachdenklich geworden war – und fuhr nach Deutschland.

(32815 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/diebold/suite/chap007.html>